

# Daheim



## Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Ausgegeben am 25. Mai 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N. 34.

## Elchanan, eine jüdische Papstfrage.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

Nach mündlicher Ueberslieferung erzählt von G. J. Händler.

In einer stürmischen Septemberrnacht gegen die Mitte des elften Jahrhunderts, als Wind und Wetter draußen rasten und der Regen gegen die Fensterscheiben peitschte, hatte sich eine Anzahl Bürger der Stadt Mainz in einem der Gasthöfe zusammengefunden, um allda beim Becher und Würfelspiel die unwirksame Nacht zuzubringen. Ein Theil war in einem Seitenzimmer um die Würfel geschart, während ein anderer rings um den großen Tisch in der Gaststube zechte und dabei in einer recht eifrigen lärmenden Unterhaltung über die Tagesereignisse begriffen war. Das Raunegieseln war schon damals eine Lieblingsbeschäftigung des deutschen Bürgers, nur daß die Meinungsverschiedenheiten tiefergehender waren und die Erörterungen meistens in Streit und Thätlichkeiten ausarteten; so daß nicht selten zum Schlusse mancher mit blutigem Kopfe heimging oder heimgetragen werden mußte.

Es wurde bei dieser Gelegenheit besonders viel und lebhaft verhandelt über die Bewürfnisse des Kaisers (Heinrich IV) und der Fürsten des Reichs mit dem Papste. Man erging sich in allerlei Muthmaßungen über den Ausgang des Streites und stellte allerlei Prognostica auf, je nachdem man es mit der einen oder der andern Partei hielt. Immer mehr erhitzten sich die Gemüther, durch Wein und Widerspruch gereizt, immer wüthender wurde das Geschrei und Gekrälle. Schon war es auf dem Punkte, in eine arge Rauferei auszuarten, womit in den damaligen rohen Zeiten die meisten derartigen Gelage zu endigen pflegten, als einer unter ihnen, sei es aus Schlaueit oder auch aus Bosheit ein Wort aus dem Stegreif über die Juden und ihre unrechtmäßig erworbenen Schätze in dieses Toben hineinschleuderte. Dies wirkte wie eine beschwörende Zauberformel und beschwichtigte auf einmal die erhitzten Gemüther. Im Nu hörte der Wortkampf auf, um einer gewissen Eintracht Platz zu machen. Jene Worte hatten, einem Blick ableiter gleich, die Leidenschaften der rohen Menschen auf einen andern Gegenstand gelenkt und zwar einen solchen, über den keine Meinungsverschiedenheit herrschte. Hier waren Saiten

berührt worden, die bei allen widerklangen, nämlich die des Neides, des Hasses, der Habgier und des Fanatismus. Das Zungengefecht verstummte für einige Augenblicke, die schon gehaltenen Häufte und drohend ausgestreckten Arme sanken herab und alle fielen einstimmig über die „verdammten Juden“ her und fingen an zu berathen, wie man diesen beikommen könnte.

Allerlei Vorschläge wurden laut, wie man ihnen durch Wucher und Ausjagung guter Christenbürger täglich zunehmenden Reichtum steuern mißte. Die einen, ziemlich milde gesinnt, waren für größere Beschränkung ihrer ohnehin schmalen Rechte und Freiheiten oder allenfalls für ihre Ausweisung aus dem Reiche. Andere hielten dies für ungenügend und meinten, man müsse ihnen zuerst ihre mit Unrecht erworbenen Schätze abnehmen, und nachdem man der Kirche den Löwenantheil zugewendet und auf diese Weise den Rest geheiligt, sei das übrige unter gute Christenbürger zu vertheilen. Noch andere, die entweder blutdürstiger oder von größerem Eifer für die Kirche besetzt waren, erdachten auch diese Maßregel noch zu milde; sie wollten das einzige radikale Mittel angewendet sehen, nämlich sie mit Stumpf und Stiel, Weib und Kind auszurotten und ihr Vermögen in Beischlag zu nehmen. Wieder andere, mehr auf die Zukunft der Kirche bedacht, hielten es für gerathen, wenigstens die Seelen der Kinder dem Verderben zu entreißen, und sie schlugen zu diesem Behufe vor, man solle die Kleinen zuerst taufen und sie dann in die Klöster vertheilen, um sie von den Mönchen oder Nonnen zu zukünftigen Streitem für die Kirche zu erziehen. Solche und noch manche andere mehr oder weniger unsinnige und unmenschliche Vorschläge wurden zum Besten gegeben und so dauerte dieser gelinde Streit tief in die Nacht hinein, bis endlich die meisten von Wein und Schlaf überwältigt, sich entweder nach Hause begaben oder dort, wo sie eben waren, sich auf Bänke hinstreckten und einschließen.

Während sich dieses in einem Stadttheile ereignete, geschah das Entgegengesetzte in einem anderen.



Dieser Stadttheil bestand fast ganz und gar aus einer langen, engen und finstern Gasse von vier- bis fünfstöckigen Häusern. Die sich gegenüberstehenden Gebäude standen so nah an einander, daß man sich aus den Fenstern beinahe die Hände reichen und jedenfalls recht bequem mit einander unterhalten konnte. Unrath und Schmutz lag überall auf der Gasse umher. Diese Hauptgasse (von den Juden „die Gasse“ genannt) wurde in verschiedenen Richtungen von mehreren, womöglich noch engeren und schmutzigeren Gäßchen durchschnitten, aus welchen wieder Gänge in innere Hofräume führten.

In allen diesen Gassen wimmelte es von Leben. Kinder tummelten und trieben sich an allen Ecken und Enden herum; Frauen und Greise boten ihre Waaren im Kleinhandel feil, während die rüstigeren Hausväter die ganze Woche über ihren Geschäften auf dem Lande nachgingen, um erst am Freitag Nachmittag spät heimzukommen. Jedoch, so ärmlich und unscheinbar die meisten dieser Häuser von außen anzusehen waren und auf Armuth und Dürftigkeit im Innern schließen ließen, so war dem doch nicht so. Unter dieser äußeren unscheinbaren Hülle barg sich in den meisten Fällen Wohlstand und Reichthum, ja nicht selten Ueberfluß. Manche der inneren Gemächer dieser Behausungen waren mit einer Pracht und Leppigkeit ausgestattet, deren sich kein Prälat oder Burggraf zu schämen brauchte. Die Zugänge jedoch zu diesen innern Gemächern waren dem unberechtigten Auge entzogen, sie waren dicht verschlossen und mit allerlei Gerümpel verlegt. Hierher zog sich der Jude an Sabbaten und hohen Festtagen zurück, um, wenn auch nur für kurze Zeit, von den Mühen und Drangsalen, der Schmach und den Beleidigungen, denen er die ganze Woche über sich aussetzen mußte, auszuruhen und im Kreise der Seinigen ungestörtes Familienglück zu genießen, dem er sich um so voller hingab, da er wußte, wie gar bald er wieder hinaus müsse in das für ihn im vollsten Sinne des Wortes feindliche Leben, um nicht allein im Schweife seines Angesichts, sondern in Spott und Hohn unter den Füßen seiner Peiniger sich krümmend, sein Brot zu erwerben. Hier brach er das Brot und segnete den Kelch und fühlte sich ein Patriarch unter den Seinigen. Doch wozu noch eine längere Beschreibung dessen, was schon so oft beschrieben worden — des jüdischen Ghetto.

Aus einem der Hofräume dieses Stadttheils führt uns ein schmaler Gang in das Innere eines dieser Häuser. Hier, in einem einfachen jedoch reinlichen Gemach, dessen Einrichtung auf Wohlstand schließen läßt, finden wir einen zwar noch nicht sehr alten, aber ehrwürdig aussehenden Mann, an einem Tische sitzend, eifrig mit einer Pergamentrolle beschäftigt. Um ihn herum liegen andere Rollen, anscheinend von hohem Alter und seltenem Werthe. Der Raum an den Wänden ist zumeist mit Büchern ausgefüllt, welche auch Bücher enthalten, vornehmlich biblischen, talmudischen und kabbalistischen Inhalts, aus denen der Besitzer nicht nur sein bedeutendes Wissen geschöpft, sondern durch die er auch, wie die Sage wissen will, in den Stand gesetzt wurde, über die bestehenden Naturkräfte zu gebieten und sie nach Belieben zu lenken.

Dieser Mann ist Rabbi Simeon, genannt der Große, Verfasser mehrerer wohlbekannter Synagogalgebete und Hymnen, die noch heutigen Tages in den meisten Jüdischen Gemeinden an hohen Festtagen gebräuchlich sind. Sie tragen beinahe durchgängig das Akrostichon seines Namens. Jetzt, wo wir ihn in der Erinnerung vor uns haben, ist er noch in den besten Jahren, aber sein Antlitz ist bleich und gefurcht, es trägt die Spuren rastloser Geistesarbeit und beständigen Verweilens in der Zimmerluft, so wie des Fastens und der Kasteiungen, die von frommen Juden als unerläßliche Vorbereitung und Begleitung der Geheimstudien, der sogenannten „praktischen Kabbala“ erachtet werden. Aber die asketische Lebensweise des Mannes hat seine große Seele nicht zu verengen und sein edles und liebevolles Gemüth nicht zu verhärten vermocht. Durch die von freiwilligen Entbehrungen angegriffenen Züge leuchtet eine freundliche Milde und gibt ihnen, trotz des hohen majestätischen Ernstes, eine vertrauenerweckende herzogewinnende Ausziehungskraft.

Der Rabbi ist eben in der Abfassung eines jener meisterhaften Synagogalgebete begriffen, welche durch ihren kunstvollen rhythmischen Bau fast noch mehr als durch ihren Inhalt ergötzen. Die Lippen des Rabbi bewegen sich, indem er eine Strophe leise vor sich hinhimmelt, als ein kleiner Knabe zu ihm hereintritt. Vertieft in seine dichterische Arbeit bemerkt er es anfangs nicht, bis der Kleine sich ihm nähert und durch seine Liebflosungen die Aufmerksamkeit des geliebten Vaters auf sich zu lenken sucht. Weit entfernt, ihn von sich zu weisen, unterbricht er vielmehr seine Betrachtungen und fängt an, sich mit dem Kinde zu beschäftigen. An diesem Kinde, dem einzigen, das ihm von vielen geliebt, an seinem Elchanan, hing er mit größter Zärtlichkeit. Er verwendete einen großen Theil seiner Zeit darauf, ihn in allen Kenntnissen, sowohl talmudischen als auch weltlichen, zu unterrichten; sogar für die Spiele des Knaben trug er Sorge, indem er ihnen eine sinnreiche Nüchternheit zu geben bemüht war. Schon früh machte er ihn mit dem edelsten aller Spiele — dem Schachspiel vertraut, worin er selbst es zu einer gewissen Meisterschaft gebracht hatte, und manche Stunde, die er sich von seinen Studien abbrach, brachte er mit dem Knaben beim Schachbret zu. Jetzt aber bewegten viel wichtigere Gedanken seine Seele. Rabbi Simeon sah die nahen Trübsale, die seinem Volke von den Kreuzfahrern drohten, im Geiste voraus und wußte wohl, daß viele in der Zeit der bitteren Noth nicht standhalten, sondern feige von ihrem Glauben abfallen würden. Angeichts dieser Zukunft wollte er jetzt seinen Sohn in väterlicher Weise zur Treue und Festigkeit ermahnen.

Er sprach daher zuerst von den großen Vorrechten und Gnadenbeweisungen, die der Heilige — ebenedeit sei Er — der Nation Israels von jeher habe angedeihen lassen; wie wunderbar Er sie geleitet und regiert, ihnen mannichfache Wunder erwiesen und sie auch später in allen Stürmen und Bedrückungen und Verfolgungen eines nun über tausend Jahre dauernden Erils dennoch als Volk erhalten habe. Er sprach ferner im prophetischen Geiste von der bevorstehenden Zeit der Noth und Drangsale, die bald nach seinem Hinscheiden über die Gemeinden in Deutschland und besonders über die Gemeinde zu Mainz hereinbrechen würde, und ermahnte ihn treu und standhaft im Glauben zu beharren, bei den Seinigen zu stehen und, wenn es dahin kommen sollte, den Namen Gottes durch seinen Tod zu verherrlichen.

„Mein Sohn, mein geliebter Sohn,“ sprach der Rabbi, „bedenke, die Augen unseres Volkes sind nach meinem Hingange auf Dich gerichtet, die ganze Erulantenchaft sieht zu Dir als zu ihrem künftigen Führer auf. Laß Dein Leben und Wandel ihnen als Muster vorleuchten; bewahre treu und unerschütterlich das unter Donner und Blitz von Gott selbst gegebene Gesetz Moses, wie auch die Satzungen, die uns unsere Weisen überliefert haben; lies sie fleißig und sage ihre Lehren tief in die Seele ein, und was auch die schwarze Nacht der Trübsal bringen mag, weiche keinen Finger breit von ihnen ab.“

„Ach!“ fuhr der Rabbi wie in einer Verzückung fort: „Der Himmel Israels wird immer dunkler, bald wird eine grauenvolle Nacht hereinbrechen. Schon sehe ich gewitterchwangere Wolken sich über unsern Häuptern zusammenballen, schon höre ich den fernem Donner rollen; nicht lange mehr währt es, so bricht der Sturm mit seiner ganzen Wuth über unser Volk los. Doch ich werde vorher zu meinen Vätern in Frieden eingehen und werde das Unheil nicht mit leiblichen Augen schauen. O, dies ist mir von oben verheißen worden, Du aber wirst bleiben und mit Deinen Brüdern leiden, und wie der Geist mir sagt, bist Du zu großen Dingen ausersehen. Ich darf nicht gegen des Allmächtigen weisen Rathschluß murren, sondern muß seinen ebenedeieten Namen preisen, daß Er Dich zu Großem auserkoren und Dir ein glorreiches Ende bestimmt hat. Heil Dir, mein Sohn, Du wirst in Siegesflammen scheiden und gleich Elia mit feurigen Rossen gen Himmel fahren. Dein Ende steht klar vor meiner Seele,“ fuhr der Rabbi wie mit sich selbst redend fort, „aber die Zwischenzeit ist mir verborgen; eine undurchdringliche Wolke entzieht Dich für lange Zeit meinem Scherblide, jedoch auch das ist im Rathschlusse des



Gottes unserer Väter bestimmt, und auch das muß zum Besten dienen. So empfangt denn, mein Sohn, vor dem hochheiligen Feste meinen Segen." Er legte beide Hände auf das Haupt des Knaben, segnete ihn mit feierlicher Stimme in tiefempfundener Worten und schloß mit dem „Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einziger Gott!"

Alsdann führte der Rabbi seinen Sohn zurück zu seiner Pflegerin, denn die Zeit nahte, wo er sich zur Synagoge begeben mußte, um allda das feierlichste Gebet des ganzen Jahres zu verrichten. Denn was wir erzählt haben, geschah am Vorabend des Veröhnungstages, an welchem das Volk Israel noch immer Vergebung der Sünden und Veröhnung mit Gott zu erlangen meint, ohne die in Christo geschehene wahre Veröhnung anzuerkennen. Der Rabbi verbrachte seiner Gewohnheit gemäß die ganze Nacht mit Gebet und Psalmjagen, ohne von der Stelle zu weichen, und dieses sollte auch den ganzen darauf folgenden Tag fortgesetzt werden. Sogar die täglichen Waschungen blieben ausgesetzt. Der andächtige Morgen fand den Rabbi am Gebetpult; das Gotteshaus füllte sich wieder mit andächtigen Vetern. Das Morgengebet währte mehrere Stunden, denn die Gemeinde, die nie ihrer Güter, zu Zeiten nicht einmal ihres Lebens sicher war, ergoß sich in tiefen Klagen und in heißem Flehen um das Ende des nun schon so lange dauernden Erils und um die Ankunft des so sehnsüchtig erwarteten Messias, der das Reich Israels wieder herstellen und den Tempel neu gründen und ihre Unterdrücker ihnen zu Füßen legen werde.

Als das erste und zweite Morgengebet vorüber war, bestieg Rabbi Simeon die Kanzel (den sogenannten Almemar). Wie ein Strom ergoß sich seine Rede, indem er der Gemeinde die Länge des Erils als Folge ihrer Sünden vor die Seele führte und sie zur Buße und Bekehrung mahnte, damit der gnädige Wille Gottes, der immer bereit ist, das Ende zu beschleunigen, nicht aufgehalten werde. Er ergoß sich darauf in heißen sehnüchsvollen Bitten um Erbarmen für sie und um das Ende der Leiden seines Volkes, in welches Gebet die Versammlung mit vollem Herzen und überströmenden Augen einstimmte.

Nach dem Vortrage herabgestiegen, fand der Rabbi, daß Elchanan, der früh nach der Synagoge gebracht worden war und mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, vor Ermüdung dem Einsinken nah war. Er schickte den Knaben daher nach Hause, damit er sich bei seiner Wärterin erhole.

Während aber der Rabbi in obiger Weise mit dem Vorkämpfer seiner Brüder in der Synagoge rang, bereitete derselbe ihm in seinem eignen Hause unabsehbares Weh.

Die Wärterin des Knaben war eine Christin, mit Namen Margareta, die Wittve eines Mannes, welcher der Kriegsjahre Kaiser Heinrichs gefolgt und in einem Treffen gefallen war. Der Rabbi hatte sie einst aus großer Noth errettet. Wegen der Schulden ihres Mannes wurde ihre letzte geringe Habe gepfändet und sollte eben um einen Spottpreis verkauft werden, als es sich fügte, daß der Rabbi vorbeiging und gerührt von den Klagen der Frau, die mit ihrem todtkranken Kinde von allen Hilfsmitteln entblößt da stand, die auf ihren Sachen hastende Schuld bezahlte und sie so vor der äußersten Noth errettete. Auch hatte die Frau des Rabbi ihr später Geld und Erfrischung für ihr krankes Kind gebracht. Und als sie in des Rabbi Haus kam und ihre Bereitwilligkeit aussprach, für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten, da nahm die Frau des Rabbi, von ihrer einfachen anspruchslosen Frömmigkeit eingenommen, sie als Kindeswärterin und „Schabbesgoje" für die den Juden am Sabbat unerlaubten Verrichtungen, als Feuer anzünden etc., in ihren Dienst.

Frau Margareta rechtfertigte auch das in sie gesetzte Vertrauen, sie erwies sich als treu und zuverlässig und hing mit besonderer Ergebenheit an ihrer Herrschaft, so daß sich diese glücklich schätzte, eine solche Dienerin gefunden zu haben, und sie nach Belieben im Hause schalten und walten ließ.

So vergingen mehrere Jahre. In ihrer christlichen Frömmigkeit von ihrer Herrschaft nicht behindert, hatte sie als gute Katholikin ihren Beichtvater. Es war der Dominikaner Pater

Ambrosius, ein eifrigst ergebener Diener seiner Kirche. Als er von ihr hörte, daß sie im Hause eines Juden diene, machte er zwar anfangs ein stutziges Gesicht, als sie ihm aber die Umstände, unter denen sie in des Rabbis Haus gekommen, erzählte, verbot er ihr nicht, dazubleiben, sah aber sogleich den Entschluß, ihr Verhältniß zu ihrer Brotherrschafft gelegentlich zum Frommen der Kirche zu benutzen. Im Beichtstuhl fragte er sie über alles aus. Die arglose Frau berichtete treuherzig. Sie sprach mit vielem Lob von der Güte der Herrschaft, von des Rabbi großer Gelehrsamkeit und seinem Ansehen unter den Juden. Sie rühmte dabei auch die frühzeitige hohe Begabung seines einzigen, größtentheils ihrer Obhut und Pflege überlassenen Sohnes. Da stieg dem Mönche der Gedanke auf, diesen seltenen Knaben der Kirche zuzuführen, zumal als er vernahm, daß er einen großen Theil des Tages seiner Wärterin überlassen blieb, und er suchte nun die der Kirche von Herzen ergebene Frau für seinen Plan zu gewinnen. Ihr schlichtes treues Gemüth schraf zwar zurück, aber der Pater wußte ihr die Sache immer dringender und einschmeichelnder als ein frommes und höchst verdienstliches Werk vor die Seele zu malen, so daß das arme verbblendete Weib, von seinen Sophistereien bestrickt, in ihrem Widerstande immer schwächer wurde, bis er ihr endlich das Versprechen abdrang, bei einer günstigen Gelegenheit ihm den Knaben zuzuführen, damit er, wie er listiger Weise vorgab, sich von dessen Talenten überzeugen, ob es sich auch wirklich der Mühe eines solchen Unternehmens verlohne.

Eine Zeit lang suchte die in ihrem Gewissen geängstigte Frau die Ausführung durch allerlei Ausflüchte zu hintertreiben. Aber der Mönch wurde immer dringender und suchte ihr die Hölle recht heiß zu machen, ja als auch dies nicht versagen wollte, drohte er ihr mit dem Bann der Kirche und Verweigerung der Abolution; und als Frau Margareta sagte, daß sich keine Gelegenheit zur Ausführung seines Planes finden wolle, rief er ungeduldig und drohend aus: „Dann muß man die Gelegenheit machen! Wer sich den Himmel verdienen will, muß nicht die Hände in den Schoß, sondern Hand ans Werk legen. Um eine Seele vom Höllenfeuer zu retten," fuhr er fort, „muß man keine Mühe scheuen und vor keiner Gefahr zurückbeben."

Nach langem Entgegenringen verstand sich endlich das arme hartbedrängte Weib dazu, die Sache ernstlich zu betreiben, indem sie ihr Gewissen damit beschwichtigte, daß sie ja nur die Befehle ihres Beichtvaters und also Gottes ausführe.

Als daher am Veröhnungstage der Sohn des Rabbi Simeon, wie wir erzählt haben, ermattet aus der Synagoge zu seiner Wärterin heimgebracht wurde, glaubte diese hierin einen Wink des Himmels zu erblicken. Nachdem sie noch einen kurzen aber harten inneren Kampf bestanden hatte, führte sie den nichts Arges ahnenden Knaben, unter dem Vorwande, daß er der frischen Luft bedürfe, vor die Stadt in die Nähe des Klosters hinaus. Als Pater Ambrosius sie aus der Ferne kommen sah, ging er ihnen einige Schritte entgegen, und nachdem er sich in eine freundliche Unterhaltung mit dem Knaben eingelassen, lud er ihn ein, in ein Zimmer des Klosters zu treten, wo er das Gespräch fortsetzte. Er fand bald, daß Frau Margareta ihm über die Begabung des Kindes nicht zu viel berichtet hatte. Auf seinen Wink mußte sie sich unbemerkt entfernen, was sie mit schwerem Herzen that. Der Pater wußte den Knaben mit allerlei Fragen und Geschichten eine Zeit lang zu beschäftigen, und als er endlich nach seiner Wärterin fragte, wurde er eine Zeit lang noch mit Ausflüchten hingehalten, bis er endlich ungeduldig wurde und immer ungezügelter nach ihr begehrt; da wurde ihm denn bedeutet, daß sie fortgegangen sei und daß er vorläufig im Kloster bleiben müsse. Man brachte ihn allerlei Lederbissen und Spielzeug, und als das alles nichts fruchtete, nahm der Pater ihn bei der Hand und führte ihn zur Thür hinaus, aber anstatt, wie der Kleine hoffte, ihn seiner Pflegerin zuzuführen, übergab er ihn einigen Nonnen, die nicht minder vergeblich ihn zu beschwichtigen suchten.

Als Elchanan endlich die Fruchtlosigkeit seiner Bitten ein sah, brach er in ein heftiges Weinen aus, das bald in ein



krampfhaftes Schluchzen übergang, daß die Nonnen nicht wußten, was sie mit ihm anfangen sollten und ihn gerne entlassen hätten. Endlich entzog ihn ein wohlthätiger Schlaf dem Bewußtsein seiner traurigen Lage. Als er am andern Morgen erwachte und alles Bitten und Flehen, nach Hause gebracht zu werden vergeblich blieb, wurde er trübfinnig und wollte seine Speise zu sich nehmen, so daß er zuletzt in eine heftige Krankheit verfiel, die ihn bis an den Rand des Grabes brachte. Nach einiger Zeit genas er zwar körperlich, aber sein Geist blieb lange unmnachtet. Sein Gedächtniß war beinahe völlig geschwunden, er konnte sich des Vergangenen nicht mehr entsinnen. Allmählich gewann sein Geist die frühere Spannkraft, aber die Vergangenheit war für ihn wie weggerückt. Als man den Unterricht mit ihm beginnen konnte, zeigte sich, daß er an Geistesgaben nichts eingebüßt hatte, so daß Vater Ambrosius sich von neuem zu seiner Eröberung Glück wünschte; den Umstand, daß der Knabe sein Gedächtniß für alles, was sich vor seiner Krankheit zutrug, eingebüßt, begrüßte er natürlicher Weise als einen höchst günstigen.

Frau Margareta war auf Anrathen ihres Beichtvaters in das Haus ihrer Brotgeber zurückgekehrt und war auch von ihm angewiesen, was sie auf Befragen der Eltern wegen des Verhältnisses des Kindes zu antworten hätte. Aber als sie diese Verhaltensmaßregel auszuführen im Begriff war, schwand dem schlichten, in der Verstellungskunst ungeübten Weibe aller Muth, und sie konnte auf alle Fragen nur durch Schluchzen antworten. Und als sie gar den Jammer der Eltern erblickte, wurde sie so erschüttert, daß sie in heftige Krämpfe verfiel und nach ihrer Kammer gebracht werden mußte, wo sie, als sie einigermassen zu sich kam, einen fürchterlichen inneren Kampf zu bestehen hatte, welcher damit endigte, daß sie geisteskrank wurde und in einen brütenden Stumpf sinn verfiel, aus dem sie nichts herauszureißen vermochte. Allen an sie gerichteten Fragen setzte sie ein dumpfes Schweigen entgegen oder antwortete nur durch Seufzen und Stöhnen, zuletzt nur durch ein lächeln.

Der tiefgebeugte Schwergelährte Vater mußte in schauriger Ungewißheit um seinen einzigen geliebten Sohn als um einen Abgeschiedenen trauern, obwohl er im Herzen die innere Ueberzeugung hegte, daß er eines Tages ihn dennoch finden werde. Und doch war der Entschundene nicht 2000 Schritte vom

Hause seiner Eltern entfernt, aber für diese so unerreichbar, als ob Länder und Meere sie von ihm trennten.

Da Elchanans Gesundheit sich immer mehr befestigte, machte er im Lernen reisende Fortschritte. Zu seinem Gedächtnisse fing es an leise zu dämmern. Wie ein dunkler Traum schwebte ihm die Zeit seiner Kindheit vor, und er suchte und suchte sich darüber klar zu werden, aber wie sehr er sich auch qualte, so entschlüßte ihm immer wieder, was er erlitten zu haben glaubte, bis ihm von der Anstrengung schwindelte und er endlich sich ganz der Gegenwart hingab.

Als er die Vorbereitungsschule im Kloster beendet hatte, wurde er nach Würzburg in ein Priesterseminar gebracht, wo er unter der Leitung einiger nach damaligem Maßstab tüchtiger Schulmänner, nicht allein in der Kirchlehre und Scholastik, sondern auch in den klassischen Studien sich vervollkommnete und durchweg sich vor allen seinen Mitschülern auszeichnete.

Als er das Trivium sowohl als das Quadrivium glänzend absolviert hatte, wurde er nach Rom geschickt, wo er seine Ausbildung vollenden, tiefer in die kirchlichen Angelegenheiten eingeweiht und zu praktischen Zwecken verwendet werden sollte.

Etwa zwölf bis fünfzehn Jahre waren auf diese Weise dahingezogen. Die glänzenden Gaben des jungen Mannes zogen bald die Aufmerksamkeit des Kardinals Hildebrand, des nachmaligen Papstes Gregor VII, auf sich. Die dem gewaltigen Manne, dessen ganzes Streben schon damals darauf gerichtet war, die Gewalt der römischen Kirche über jede andere Macht auf Erden zu erheben, und der jedes Mittel zu diesem Zwecke zu gebrauchen verstand, konnten die außerordentlichen Fähigkeiten des Jünglings nicht entgehen, und er beschloß sie zum Wohle der Kirche oder vielmehr für seine eigenen hochliegenden Pläne nutzbar zu machen. Als er bald darauf den päpstlichen Stuhl bestieg, zog er daher unsern Elchanan näher an sich, und bei so mächtiger Begünstigung konnte es nicht fehlen, daß er, nachdem er die Priesterweihe erhalten, von einer Stufe der römischen Hierarchie rasch zur andern emporstieg, bis er — ein damals nicht seltener Fall — als er kaum das kanonische Alter überschritten, zum Bischof geweiht wurde.

Eine Begebenheit eigenthümlicher Art sollte jedoch dem Idenengang des jugendlichen Bischofs eine Richtung geben, welche schließlich das Vorhaben des geübten Menschenkenners und all seinen Scharfblick zu Schanden machte.

(Schluß folgt.)

### Die Eisberge im atlantischen Ocean.

In nördlichen atlantischen Ocean werden in den Frühlings- und Sommermonaten die aus Norden her treibenden Eismassen den Schiffen gefährlich. Sie kommen aus der Davisstraße oder von der grönländischen Küste und bedecken oft einen Meeresraum von vielen Quadratmeilen. Neben diesen Eisfeldern sieht der Schiffer aber nicht selten auch ungeheure schwimmende Eisberge, vor denen er sich sorgfältig zu hüten hat. Auf unseren Karten ist die Südgrenze dieser nordpolaren Treibeismassen eingezeichnet; man erkennt, wie dieselbe noch über die Fahrbahn hinausreicht, auf welcher die Dampfer zwischen Amerika und Europa verkehren; jenseits dieser von tausenden von Schiffen durchsuchten Fahrbahn kommen die Eismassen mit den warmen Wassern des Golfstroms in Berührung, in welchem sie, nachdem sie unterwegs schon viel von ihrer Größe verloren haben, vollständig schmelzen. Manches gute Schiff ist von solchen mit gewaltiger Macht daher laufenden Eismassen schon zertrümmert worden, mit Mann und Maus untergegangen, und man nimmt an, daß solche Dampfer, die im Sommer verloren gingen und von denen man nie wieder etwas hörte, von Eisbergen zertrümmert wurden. Grund zu solcher Annahme gibt das Schicksal des Dampfers „Pacific“ im Jahre 1861. Was aus ihm geworden war, würde man nie erfahren haben, wenn man nicht eine Notiz in einer Flasche gefunden hätte, die bei Stornoway auf den Hebriden ans Land trieb. Dieselbe war mit Bleistift auf einen Papierfetzen geschrieben und lautete:

„An Bord der „Pacific“ von Liverpool nach New-York. Das Schiff geht unter. Große Verwirrung an Bord. Eisberge umgeben uns von allen Seiten. Ich weiß, daß ich nicht entkommen kann. Ich schreibe die Ursache meines Untergangs nieder, damit Freunde nicht in Ungewißheit sind. Der Führer dieses Fretzels möge ihn veröffentlichen.“  
A. Graham.“

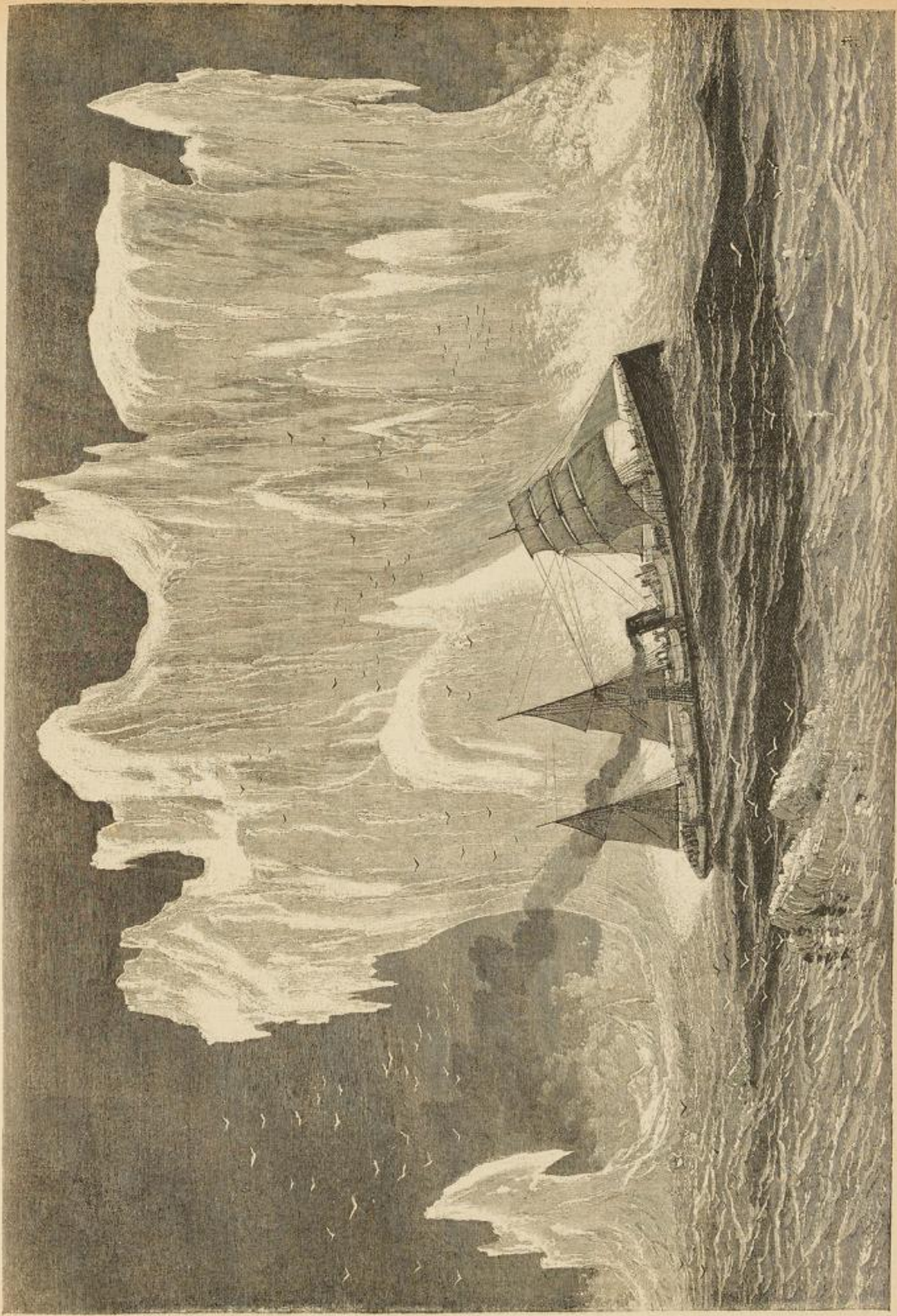
Die eigentlichen großen Eisberge entstehen nicht im Meere selbst, sondern sind die abgebrochenen Enden grönländischer Eiszungen. So wie unsere Flüsse fortwährend ins Meer strömen, so rücken auch die Eisströme des hohen Nordens weiter und weiter in den Ocean, bis die heftige Gewalt der Flut die überhängenden Massen abbricht.

Und diese „Eisfelder“ sind oft von wunderbarer Größe. So maß Barry in der Baffinsbai einen gefirnten Eisberg, der 4169 Ellen lang und 3869 Ellen breit war und noch 51 Fuß über Wasser emporragte, obgleich er in einer Tiefe von 61 Klaftern auf dem Grunde lag. Wir stammten über so riesige Massen, wenn wir aber den gigantischen Maßstab ins Auge fassen, nach dem die Natur die Eisdücker des hohen Nordens angelegt hat, wenn wir lesen, daß diese Eisströme nicht selten dem Meere Fronten von 7000 Fuß Breite und 300 Fuß Höhe über dem Wasserpiegel darbieten, so erscheint uns die Riesengröße der Eisberge minder wunderbar. Wenn bei ruhigem Wetter die Kolosse daherschweben, so veruracht ihr Steigen und Fallen im anschwellenden Ocean ein entsetzliches Getöse und Wogenrauschen, so daß sie nicht nur dem Auge, sondern auch dem Gehör als eine der erhabensten Naturerscheinungen sich darstellen. Ihre gewöhnliche Form ist die einer hohen senkrechten Wand, die sich allmählich gegen ein Ende hin abdacht; häufig jedoch erscheinen sie in den allerphantasielichsten Formen, namentlich wenn Wärme und Brandung, Sturm und Regen lange an ihnen genagt. Die Farbe ist meistens weißlich trüblich oder grau, doch im hellen Sonnenschein schillern sie in allen Farben des Prisma.

Am gefährlichsten werden sie, wenn sie südlich in den atlantischen Ocean treiben, den Schiffen des Nordens. Das war der Fall bei dem von uns abgebildeten Dampfer „State of Georgia“ von der „State-Line“, welcher auf seiner Fahrt von Glasgow nach New-York am 9. März dieses Jahres wie ein Wunder dem Verderben entging. Man spürte plötzlich eine große Kälte auf dem Schiffe, und in der Dämmerung trat wie ein riesiges Geiselt, unheimlich und verberbernd ein 300 Fuß hoher Eisberg an den Dampfer heran, als wollte er ihn mit einem Schlag vernichten. Die Nacht war für alle, welche sich auf der „State of Georgia“ befanden, schlaflos, und erst als die Nebel etwas wichen, erblickte man, nur 200 Fuß vom Schiffsschnabel entfernt, das eifige Ungethüm. Wenige Drehungen der Schraube würden genügt haben, den Dampfer gegen den Eisberg zu treiben und an ihm zerbrechen zu lassen. Doch noch rechtzeitig wurde durch geschicktes Manövern das Unheil abgewandt, und der in wunderbaren Farben schimmernde Eisdämon entschwand den Blicken der erschrockenen Passagiere.



schbar,  
nachte  
hntnisse  
webte  
te sich  
te, so  
aubte,  
h sich  
  
hatte,  
st, wo  
tuch-  
Scho-  
omn-  
hnete.  
nzend  
Aus-  
heiten  
sollte.  
Weise  
annes  
, des  
lügen  
richtet  
Nacht  
zweide  
ählig-  
zum  
egen-  
häpft-  
er an  
ehlen,  
Stufe  
is er  
lano:  
  
dem  
welche  
id all  
gt.)  
  
mah  
Ellen  
apor-  
unde  
igan-  
des  
nicht  
Höhe  
e der  
oloffe  
ellen-  
nicht  
upfen  
die  
hin  
men,  
e an  
doch  
  
iden  
dem  
tate-  
am  
Man  
dam-  
hend  
ihn  
auf  
lebei  
ernt,  
migt  
zer-  
über  
rude



Der Dampfer „State of Georgia“ begegnet auf der Fahrt von Glasgow nach New-York am 9. März 1878 einem Eisberg.



## Die Deutschen in Paris.

Nachdruck verboten.  
Jahrg. d. 11. VL 70.

Von einem in Paris ansässigen Deutschen.

## II.

Wir wenden uns jetzt zu den deutschen Tagelöhnern und Handwerkern. Da stößt uns sogleich eine eigenthümliche Klasse auf, die der deutschen Straßensehrer. Sie stammen, wie im ersten Artikel erwähnt, meistens aus dem Großherzogthum Hessen und aus Rheinbaiern, und sind seit 1870 von 10,000 auf vielleicht 2000 vermindert. Gleich nach dem Kriege lehrten ihrer einige Hundert zurück. Sie mußten aber, um Anstellung zu finden, sich das „droit de domicile“ erwerben, was mit einer Ausgabe von ca. 180 Fr. verbunden ist. Dadurch wurde der Zuzug aufgehoben. Seitdem man aber nicht mehr darnach sieht, sind sie in größerer Menge wiedergekehrt. Manche müssen aber, da die Stadt immer nur einzelne anstellt, monatlang auf Verdienst warten und gerathen in bitterste Noth. Denn ohne einen Centime in der Tasche kommen meistens die Leute hier an, zuerst die Männer allein. Oft sind sie zu Fuß vom Hesse-lande hierher gewandert. Hier angekommen, bitten sie beim deutschen Hilfsverein oder bei den deutschen Pfarrern sogleich um einige Franken, um einen Besen kaufen zu können. Bei einer befreundeten Familie geben sie sich als „Schläfer“ in Kost und Logis, bis sie sich mit äußerster Sparamkeit so viel verdient haben, um Frau und Kinder nachkommen zu lassen. Dann mieten sie sich in einem der großen schmügigen Höfe, wie sie sich in La Villette oder an der Barriere Fontainebleau finden, für 160—240 Fr. ein Zimmerchen, meistens so niedrig, daß ein erwachsener Mann nicht aufrecht darin stehen kann. Die Zimmerchen dient zu gleicher Zeit als Wohnzimmer, Küche, Keller, Bodenraum und als Schlafzimmer von Vater, Mutter, oft 6—8 Kindern und — verschiedenen Schläfern. Daß die Luft in solchem Raume keine frische, gesunde sein kann, braucht nicht gesagt zu werden. Noch weniger ist es meistens die sittliche Luft, die dort weht. Denn das Unwesen der „Schläfer“ führt meistens zu ehelichen Zwistigkeiten, zu Ehebruch und den grauenvollsten Unzuchtstünden. Das äußere Leben der Lehrer ist jammervoll. Morgens um 3 Uhr müssen Vater, Mutter und die älteren Kinder mit dem Korb auf die Straße. Wer auf dem Kontrollplatze zu spät eintrifft, verliert den halben Tagelohn. Je grauenhafter das Wetter, desto härter und angestrengter ist die Arbeit. Je mehr der Regen strömt, je stärker und wilder der Schnee treibt, desto länger müssen die Lehrer arbeiten. Gewöhnlich kehren Mutter und Kinder um  $\frac{1}{2}$  10 Uhr heim. Da müssen die jüngeren Kinder zur Schule fertig gemacht und dem Vater das Essen angerichtet werden. Um 11 hat derselbe Kaufe bis gegen 1 Uhr. Dann geht es wieder hinaus bis gegen 5 Uhr, bei schlechtem Wetter bis gegen 7, ja 10 Uhr — und dafür verdient er  $3\frac{1}{2}$  Fr., Frau und Kinder  $1\frac{1}{2}$  Fr. Sollte man nicht denken, daß die Leute in Deutschland ebenso viel erwerben könnten mit anderer Arbeit? Aber sie sind stolz auf ihr Geschäft. Wir kommen wieder, „die könne ja net fehre!“ sagte im Jahre 1870 am Tage der Ausweisung ein Lehrer mit verächtlicher Handbewegung auf die Franzosen hin, die damals anstatt der Hessen eingestellt waren. Die Hessen unter den Straßensehrern pflegen von ihren paar Franken, wenn nicht Krankheit und andere Unglücksfälle sie treffen, in einigen Jahren sich eine für sie bedeutende Summe zu erübrigen. Während die Pfälzer nämlich durchgängig, was sie verdienen und mehr als das verzehren, sich gern einen vergnügten Tag machen und ein Glas über den Durst trinken, sind die Hessen durchweg äußerst sparsam, ja geizig. Mit der allermagersten Kost, häufig nur aus den Abfällen bereitet, die die Frauen auf den Gemüßmärkten auflesen, sind sie zufrieden. Gar selten werden sie sich Wein kaufen, während hier sonst auch der gewöhnliche Arbeiter täglich seinen Wein trinkt. Häufig werden Frauen und Kinder in Folge der zu schlechten Nahrung krank. Beide aber, Hessen und Pfälzer, haben eine Leidenschaft gemein, das Betteln; der Hesse thut es aus Geiz, der Pfälzer aus Hang zum guten Leben. Der deutsche Hilfsverein wie die deutschen Pfarrer haben in dieser Hinsicht ihre liebe Noth mit den Leuten. Bei den Hessen besonders treten dabei noch andere übele

Eigenschaften zu Tage: ein grenzenloser Neid, der sich in Verläumdungen und Schmähungen der anderen ergeht, ein Argwohn, der auch dem Freunde das Schlimmste zutraut, und daraus erwachsen oft Handel und Kaufereien der ärgsten Art. Das um so mehr, als die Hessen in ganzen Kolonien zusammen zu wohnen pflegen. Vor dem Kriege gab es Häuser, in denen 25—30, ja bis 40 hessische Familien mit 150—180 Seelen lebten, und unter 6 Familien findet man sie auch heute nirgend beisammen. Die französische Sprache bleibt ihnen deshalb durchgängig völlig fremd. Sie eignen sich eigentlich nur die Worte *oui* und *non*, *monsieur* und *madame* an. Diese gebrauchen sie aber um so regelmäßiger, und wohl nie wird eine Frau, die von ihrem Manne spricht, sagen: mein Mann, sondern stets „der *monsieur* Becker oder Müller“, und der Mann ehrt umgekehrt seine Frau stets durch die Bezeichnung: die *madame* Becker oder Müller. Wo die Leute dem Französischen nicht ganz entfliehen können, z. B. bei der Bezeichnung der Straßen, da formen sie dasselbe nach ihrem Verständniß um. Die Boulevards sind ihnen die *Bullwagen*, die *rue de l'École de médecine* die *goldene Rege*, die *Passille* der *goldene Engel*, die *Champs Élysées* die *Schandließe*, die *rue de Sévres* die *rothe Seife*, *arroseurs* (Bezeichnung der Leute, welche in den öffentlichen Gärten die Rosenflächen und Blumenbeete besprengen) überlegen sie ganz poetisch mit *Rosenmacher*.

Neben den Straßensehrern finden sich noch tausende von anderen deutschen Tagelöhnern oder Fabrikarbeitern in Paris, von denen die letzteren zum großen Theile in Zuckerrabriten beschäftigt sind. Sie kommen hauptsächlich, eine Anzahl Hannoveraner abgerechnet, die früher zur hannoverschen Legion gehörten, aus dem preussischen Regierungsbezirke Trier und sind mit nicht vielen Ausnahmen ein leidlich und geistig elendes Volk, das dem deutschen Namen wenig Ehre macht. Zeitweise verdienen sie weit mehr als die Straßensehrer, aber dann kommen Wochen, Monate, wo die Arbeit stockt und der Verdienst gering wird, zu gering für die täglichen Bedürfnisse. In besseren Zeiten ist nicht gepart worden, und so muß dem Mangel, ja dem Hunger durch Bettel abgeholfen werden.

Von den deutschen ansässigen Handwerkern sind manche sehr gut situiert, besonders die Tischler, deren Geschäft fast ganz in deutschen Händen ist, und die Schreiner. Auch unter den Schneidern und Schustern haben manche es zu einem guten sorgenlosen Auskommen, einige sogar zu Reichthum gebracht. Ja, es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß alle, die vor dem Kriege schon längere Zeit hier gewesen, ihr gutes Auskommen haben mußten, es sei denn, daß Krankheit oder sonstiges unverduldetes Mißgeschick sie zurückgebracht. Aber leider haben sehr viele in den guten Zeiten bei sehr großem Verdienste auch sehr viel verbraucht, und die Folge davon ist, daß ein großer Theil der kleinen Schuster und Schneider, älter geworden, in großer Dürftigkeit, ja in Elend dahin lebt. Bei einigen hat die Armut auch ihren Grund darin, daß sie nichts Rechtes gelernt haben und sich nur vom Fladen nähren müssen, oder in Folge ihrer mangelhaften Kenntnisse von größeren Geschäften nur so lange in Arbeit genommen werden, als die Saison dauert. Tritt aber die saison morte ein, die zweimal im Jahre fast drei Monate dauert, so sind sie ohne Arbeit, ohne Verdienst, und der Mangel hört nicht mehr auf.

Es ist hier überhaupt um die Arbeit der Handwerker ein eigenthümlich Ding. Glaube niemand, daß er hier mit leichter Mühe reich werden oder mit wenig Arbeit viel verdienen und viel Annehmlichkeit sich verschaffen könne. Nein, es ist erstaunlich, was quantitativ und qualitativ von dem Handwerker verlangt wird. So lange die Saison dauert, muß er unermüdet, ohne eine Stunde zu versäumen, arbeiten von morgens 6 Uhr bis Mitternacht und darüber, und das nicht einen Tag, sondern Wochen, Monate lang. Dann ist mit einem Schlage die Arbeit zu Ende; nur ausgezeichnete Arbeiter



werden behalten. Darum lasse sich niemand blenden durch die scheinbar hohen Löhne, wenn es heißt, der Tischler, Kürschner, Schneider verdient in Paris 7, 10 ja 12 Fr. den Tag, in anderen Monaten verdient er eben nichts oder nur sehr wenig und muß von dem in der Saison Ertrübnen leben, und wie viele sind es, deren Gesundheit die oft übermenschliche Anstrengung der Saison nicht zu ertragen vermag, die an der Auszehrung jung dahin sterben.

Wir wenden uns nun zu der letzten großen Klasse der hier anässigen Deutschen, zu denjenigen, die sich zu den Gebildeten, den Honoratioren der deutschen Kolonie zählen. Es gehören dazu die Vorsteher einiger großen Institute, verschiedene deutsche Ärzte, Künstler, Bankiers und endlich eine große Zahl deutscher Kaufleute, die hauptsächlich in den Faubourgs St. Denis, Poissonniere und Montmartre wohnen, und viele kleine Fabrikanten im sogenannten Marais.

Die Kaufleute, meistens Kommissionäre, sind am stärksten vertreten. Es sind Leute aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes, doch hat Frankfurt a. M. verhältnismäßig das bedeutendste Kontingent geliefert. Sie vermitteln durchweg den Großhandel zwischen den Fabrikanten und dem Auslande. Alles was man nur denken mag: Schmuckachen und Nürnberger Tand, Seiden- und Sammetwaaren und Eisenwaaren, Möbeln und Porzellan, dazu Millionen Flaschen von *van de Lourdes* werden nach Konstantinopel und St. Petersburg, Japan und Südamerika, Indien und England von ihnen verhandelt. Mit Ausnahme der Schweizer macht ihnen eigentlich niemand dieses Gebiet streitig. Die gute Schule, die sie meistens genossen, die dem Deutschen eigenthümliche Fähigkeit sich fremde Sprachen aneignen, ihr Eifer und ihre Energie, ihre Umsicht und Geschäftsgewandtheit, die sie sich meistens durch langen Aufenthalt in fremden Ländern, Nord- und Südamerika, Australien und Indien angeeignet haben, macht sie zu solchen Geschäften besonders geschickt und den Franzosen überlegen. Viele unter ihnen haben sich denn auch in verhältnismäßig kurzer Frist ein bedeutendes Vermögen erworben. Ihre Wohnungen sind hüe und da mit beinahe fürstlicher Eleganz eingerichtet, hübsche Landhäuser dienen ihnen zum Sommeraufenthalt. Leider lassen sich manche unter ihnen von dem materiellen Sinn ganz und gar beherrschen, so daß es ihnen selbst schwer wird, ein Zwanzigfrankenstück für wohltätige Zwecke, z. B. für die Bedürftnisse des deutschen Hilfsvereins herzugeben, während sie sich nicht bekümmern, für ein einziges Diner Hunderte von Franks hinauszuwerfen.

Neben diesen Kommissionären steht eine nicht unbedeutende Anzahl derer, die wir unter dem Namen „Künstler“, im weiteren Sinne als Verfertiger von Kunstwerken gebraucht, zusammenfassen möchten. Es gehören dahin verschiedene namhafte Zeichner, Photographen, Juweliers, Edelsteinhändler und Graveure. Manche gehören zu den Großen in Paris und haben durch ihre Arbeiten auf fast allen Ausstellungen die erste Medaille davon getragen. Dahin zu zählen ist zuerst der Photograph Reutlinger aus Karlsruhe, der vor 30 Jahren ohne weitere Mittel hierher gekommen, durch seine Tüchtigkeit sich den Ruf eines der ersten Pariser Photographen erworben hat und dessen eleganter Salon in künstlerischer Vollendung die Porträts einer großen Anzahl der bedeutendsten Persönlichkeiten unserer Zeit aufweist, dann der Graveur Bissinger durch seine Kameen. In seinem großartigen Atelier werden die Bildwerke alter und neuer Meister auf die sauberste vollendetste Weise plastisch in edle Steine geschnitten, und gehen von dort als Ringe und Brotschen gefaßt in alle Welt.

Wir haben unsere Rundschau über die einzelnen Stände der deutschen Kolonie vollendet und fragen: wie ist denn diese unter sich verbunden? Die Antwort muß leider heißen: gar nicht. Obwohl die Deutschen nach dem Kriege vielmehr isolirt, auf sich angewiesen dastehen, existirt kein Band, das die deutsche Kolonie als zusammengehörig erscheinen ließe. Die Angehörigkeit zu den verschiedenen deutschen Staaten, die Verschiedenheit der Stände, die Zerstretheit in der großen Stadt, hie und da auch die Furcht, als Deutsche zu erscheinen, lassen es zu einer Gemeinschaft unter den Deutschen, wie sie z. B. in St. Peters-

burg besteht, nicht kommen. Um einen Theil der deutschen Kolonie schlingt ein, wenn auch nur loses Band der früher unter der Leitung des ehemaligen königlich bairischen Geschäftsträgers, Herrn von Rudhardt, stehende deutsche Hilfsverein. Leider ist innerhalb dieser Gemeinschaft die Zahl der Empfangenden weit größer als die der Geber, deren Zahl leicht umsdoppelte steigen könnte, wenn nicht der erwähnte materielle, hier und da auch der deutschfeindliche Sinn mancher wohlhabenden Deutschen im Wege stände. Für die Spigen der deutschen Kolonie ist ein Vereinigungspunkt das Hotel des lebenswürdigen deutschen Vorkämpfers, des Fürsten Hohenlohe.

Dann bestehen noch verschiedene deutsche Vereine, unter denen der deutsche Turnverein und der Männergesangverein Teutonia, die beide ihre wöchentlichen Zusammenkünfte haben, mehrere hundert Mitglieder zählen. Verhindernd klein erscheint dagegen der Jünglingsverein, 9 Rue de Bondy, der wohl in Folge seines ausgesprochen christlichen Charakters nie über 25 ordentliche Mitglieder gezählt hat, zu denen dann noch einige Passanten kommen. Ebenso wenig macht von sich reden der damit verbundene kirchliche Gesangverein, obgleich den theilhaftigen Familien das durch denselben geknüppte Band sehr werth geworden ist. Das führt uns dazu, von einem anderen Bunde zu reden, welches freilich nur einen kleinen Theil der deutschen Kolonie, diesen aber auch um so fester verbindet, von dem kirchlichen Bunde. Die katholischen Glieder der deutschen Kolonie haben ihren Vereinigungspunkt in verschiedenen französischen Kirchen, z. B. dem Pantheon, dann hauptsächlich in einer Kirche am oberen Ende der Rue Lafayette, in denen sofort nach dem Kriege mit richtigem Verstandniß deutsche Messen und Predigten eingeführt wurden. Neben der Kirche in der Rue Lafayette wurde zugleich eine deutsche katholische Schule eröffnet unter dem Namen: *ecole pour les enfants de la Lorraine*.

Die evangelischen Glieder der deutschen Kolonie fanden nicht gleich dieselbe Fürsorge. Während vor dem Kriege in fast allen Stadttheilen von Paris, theilweise von elsässischen, theilweise von deutschen Predigern deutscher Gottesdienst gehalten wurde, blieb den deutschen Evangelischen nach dem Kriege nur der von einem elsässischen Vicar abgehaltene Nachmittagsgottesdienst in der Billetteskirche, der seit Jahrzehnten bestehend, hauptsächlich von elsässischen und deutschen Arbeitern aus dem Quartier St. Marcel und dem Faubourg St. Antoine und deutschen Bonnen fleißig besucht wird. Derselbe ist auch während des Krieges und der Commune fortgehalten worden unter dem Titel: „Culte des Alsaciens et Lorrains“.

Die deutsche Kolonie in den nördlichen Faubourgs, in den reichen westlichen Stadttheilen, für welche vor dem Kriege von einem deutschen Hilfsprediger in der Redemptionskirche deutscher Gottesdienst gehalten wurde, blieb ohne deutsche Predigt. Die Bitte des deutschen Missionskomitees an das französische Konfistorium Augsburgischer Konfession um Ueberlassung dieser Kirche blieb unberücksichtigt, wie man sagt aus Abneigung der mächtigen elsässischen Partei im Konfistorium. Man war deshalb gezwungen, in einem Konzertsale, 4 Rue Clary, den Gottesdienst zu eröffnen. Seit fünf Jahren wird derselbe dort nun regelmäßig an den Sonn- und Festtagen morgens um 10 Uhr gehalten, und erfreut sich einer von Jahr zu Jahr wachsenden Theilnahme. Nicht allein haben sich Arbeiter- und Handwerkerfamilien, wie dies früher der Fall war, sondern auch eine Reihe deutscher Kaufleute und die evangelischen Glieder der deutschen Gesandtschaft der jungen Gemeinde angeschlossen. Viele der Kaufleute halten sich freilich aus völligem Indifferentismus fern. Da an den Festtagen der Saal nicht mehr ausreicht, und auf der anderen Seite es unmöglich erscheint, von dem französischen Konfistorium das Recht zur Mitbenutzung der Redemptionskirche zu erlangen, trotzdem die deutsche Gemeinde die größten Zugeständnisse gemacht, trotzdem der *inspecteur ecclésiastique* jener Kirche aufs wärmste die Sache der deutschen Gemeinde vertreten hat, so wird der Wunsch derselben immer dringender, sich eine eigene Kapelle bauen zu können.

Für die Lehrer und Fabrikarbeiter von La Bilette und



den umliegenden Quartieren sind die von Pastor von Bodelschwingh vor bald zwei Jahrzehnten gegründeten „Hügelanstalten“, 93 Rue de Grimée, nahe dem prächtigen Park des Buttes Chaumont ein Vereinigungspunkt. In dem freundlichen, unter grünen Bäumen halbversteckten Kirchlein wird ihnen Sonntags und noch einmal in der Woche deutsch gepredigt.

In den vor drei Jahren wieder eröffneten deutschen Schulen sammelten sich 1877 bereits wieder 160 arme Kinder. Einem großen Uebelstande ist damit abgeholfen. Die Eltern verstehen, wie vorhin erzählt wurde, durchschnittlich nur deutsch, die Kinder aber in den Schulen lernten nur französisch, und da sie um ihrer Sprache willen von ihren Kameraden wohl noch verhöhnt wurden, so verlernten sie das Deutsche allmählich ganz und gar, so daß schließlich Eltern und Kinder sich nicht ordentlich mehr verständigen konnten. Wohl nicht mit Unrecht wurde

dies als Hauptursache der traurigen Erscheinung angesehen, daß die Kinder der ärmeren Deutschen meistens verfallen und 60—70 Prozent, sobald sie etwas verdienen konnten, ihre Eltern verließen.

Auch im Centrum von Paris wäre eine gute deutsche Schule für die Kinder der kleineren Fabrikanten und der Kaufleute sehr wünschenswert, da die meisten doch nicht in der Lage sind, ihre Kinder, wie die reicheren es thun, zur Erziehung nach Deutschland zu schicken. Hoffentlich läßt die Eröffnung dieser Schule nicht so lange auf sich warten wie die Eröffnung des deutschen Spitals, zu dem schon seit Jahrzehnten ein Fonds gesammelt ist. Dank der bedeutenden Schenkung des Herrn von Diergart beläuft sich derselbe auf circa  $\frac{1}{2}$  Million Francs reicht aber noch lange nicht hin, um den Bau zu beginnen.

## Die Tabaksfrage im deutschen Reich.

Nachdruck verboten.  
Jel. v. 11./VI. 70.

Von Franz Mehring.

Die Ueberschrift dieser Zeilen bezeichnet vielleicht das dunkelste und verworrenste Problem, welches sich augenblicklich mit der staatlichen Entwicklung unseres gemeinamen Vaterlandes verflocht. Es bedarf deshalb keiner besonderen Rechtfertigung, wenn es auch in diesem Blatte erklärt und erläutert werden soll. Seitdem der große Staatsmann, dem es vergönnt war, so viele Ideale deutscher Patrioten zu erfüllen, des Tabaksmonopol als das letzte Ideal kennzeichnete, das er noch in seinem Leben für seine weltgeschichtliche Schöpfung zu erreichen wünsche, knüpft sich ein vaterländisches Interesse an das große Fragezeichen. Der Leser braucht aber nicht zu fürchten, daß er hier mitten in das fast hoffnungslos verwirrete Labyrinth der Erwartungen, Sorgen, Wünsche geführt werden soll, die sich in der tagespolitischen Diskussion des Parlaments und der Presse kreuzen; es soll vielmehr nur das innere Geleite der Tabaksfrage in seinen Nervensträngen und Pulsadern bloß gelegt werden, um die wesentlichen Gesichtspunkte für die sachliche Beurtheilung der eminenten Kontroverse klar und scharf hervortreten zu lassen.

Die Tabaksfrage scheint ebenso unendlich einfach zu liegen, wie sie unendlich schwierig zu lösen ist. An sich ist ja niemand im Zweifel darüber, daß der Tabak in allerherausragendstem Maße ein steuerfähiges Objekt ist; unter sämtlichen Gegenständen des Massenkonsums bewahrt er am reinsten den Charakter eines Genußmittels oder Luxusartikels, viel reiner beispielsweise wie Bier und Zucker. Ferner herrscht auch darüber keine prinzipielle Meinungsverschiedenheit, daß es ein Ziel ist, aufs innigste zu wünschen, der „Schwimmkraft“ des Tabaks weit größere Lasten des deutschen Staatswesens anzuvertrauen als bisher. Ein flüchtiger Blick auf die anderen Großstaaten der Welt beweist, wie weit wir darin hinter ihnen zurückgeblieben sind; 1875 ergab die Tabakssteuer auf den Kopf der Bevölkerung: in Frankreich 6,96, in Oesterreich 4,85, in England 4,69, in den Vereinigten Staaten 4,52, im deutschen Reich aber nur 0,35 Mark, obgleich wir unter allen diesen Völkern absolut und relativ am meisten Tabak verbrauchen. Indes selbst wenn man von den ausländischen Vorbildern absteht, so ergibt sich die Nothwendigkeit einer Erhöhung der heimischen Tabakssteuer noch zwingender, wenn man ihren Ertrag mit den Erträgen der übrigen Verbrauchssteuern im deutschen Reich vergleicht. Schon Bier und Zucker ist nicht unerheblich stärker besteuert wie der entbehrlichere Tabak, aber wenn man nun gar gegenüberstellt, daß die Salzsteuer pro Kopf der Bevölkerung 93, die Tabakssteuer aber wie erwähnt nur 35 Pfennige abwirft, so schlägt die Frage vom steuerpolitischen schon mehr auf das gesundheitliche und selbst sittliche Gebiet über. Denn ein Lebensmittel, welches von den 42 Millionen Bewohnern des deutschen Reichs auch nicht einer nur einen Tag zu entbehren vermag, nahezu dreimal so hoch zu belegen wie ein Genußmittel, welches nur etwa zwei Fünftel der Gesamtheit konsumiren, ist ein unerträgliches Mißverhältniß, dessen endgiltiger

Bestand sich von keinem Gesichtspunkte aus mit zutreffenden Gründen rechtfertigen läßt.

Sonach schiene das ganze Problem mit einem Schlage gelöst zu sein, wenn man den bisherigen Steuerfuß auf Tabak um das Dreifache oder Sechsfache erhöhte, abgesehen natürlich von der Frage der verfassungsmäßigen Bürgschaften, welche neuerdings in der kleinen Schrift: „Das Tabaksmonopol. Eine Freiheits- und Verfassungsfrage“ (Wagdeburg, Faber) eine einsichtige und maßvolle Erörterung gefunden haben, aber an dieser Stelle selbstverständlich nicht näher berührt werden können. Allein so einzig alle Welt ist über das Ob, so schwierig ist das Wie zu entscheiden. Hier tritt als ein Faktor, welcher gebieterisch die vielfältigsten und zartesten Rücksichten erheischt, der entscheidende Einfluß hervor, welchen der Tabak im Laufe zweier Jahrhunderte auf die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft erlangt hat. Und zwar der deutschen Volkswirtschaft im weitesten Sinne des Wortes, denn mit gleich vitalen Interessen sind Landwirtschaft, Industrie und Handel theilhaftig. Was zunächst die Agrikultur angeht, so ist der Tabaksbau im deutschen Reich zwar nicht ganz konstant; je nachdem ihn die Tabakpreise des Weltmarkts mehr oder weniger lohnend machen, ist er mehr oder minder umfangreich, allein durchschnittlich mag man ihn auf 20,000 Hectare berechnen, die einen Bruttoertrag von 16 bis 20 Millionen Mark abwerfen. Diese landwirtschaftliche Kultur ist fast durchweg Kleinbetrieb; von etwa 200,000 Pflanzern bebaut kaum mehr als der zehnte Theil über ein Hectar. Das ist auch keineswegs zufällig, sondern wurzelt in Ursachen, die unlöslich mit dem innersten Weien der deutschen Landwirtschaft zusammenhängen. Einerseits können wir an Getreideproduktion nicht mit den östlichen Ländern konkurriren und werden so auf den Bau von Handelspflanzen hingedrängt, andererseits wird unter den Handelspflanzen der Tabak durch die Bodenzerplitterung in Deutschland in den Vordergrund geschoben. Denn gerade sein Anbau ermöglicht selbst ganz kleinen Besitzern, ihre eigenen, sowie die Arbeitskräfte ihrer Familien so ausgiebig zu verwerthen, daß ihnen eine auskömmliche Existenz gesichert ist. Sollte daher irgend eine Form der Tabakbesteuerung die Folge haben, den deutschen Tabaksbau zu vernichten oder wesentlich einzuschränken, so würde für die Pflanzern die Sache nicht so einfach liegen, daß sie eben nur von einer Kultur zur andern überzugehen hätten; eine große Menge dieser kleinen selbständigen Existenzen müßte vielmehr den landwirtschaftlichen Betrieb ganz aufgeben und zur Lohnarbeit übergehen, was nothgedrungen wieder ein Wachstum des städtischen Proletariats zur Folge haben müßte. Weiter kommt als komplizirender Umstand hinzu, daß sich der Tabaksbau über das deutsche Reich sehr ungleich vertheilt. Baiern ist mit 21,4, Baden mit 30,7, Elsaß-Lothringen mit 15,9 Prozent theilhaftig, während auf ganz Preußen nur 24,2, auf Hessen 4,7, auf Württemberg 1,1 und auf alle übrigen deutschen Staaten zusammen nur 2 Prozent entfallen, wobei dann auch nicht außer Acht zu lassen ist, daß



in Preußen der Tabak ganz überwiegend nur für den persönlichen Konsum der Pflanze, in den süddeutschen Staaten dagegen vornehmlich als Handelsartikel kultiviert wird. Hier wirkt also auch der föderative Charakter des deutschen Reiches ein schweres Gewicht in die Waagschale, denn bei einer Reichssteuer muß natürlich der oberste Grundlag sein, daß sie wenigstens annähernd die einzelnen Staaten gleich trifft, nicht die einen vielleicht schwer verwundet, während sie die anderen nur leicht streift.

Nicht weniger verwickelt liegen die Dinge bei der Tabaksindustrie. Bei ihr wie beim Tabakshandel fehlt es noch an ausgiebigem statistischen Material; dieses soll bekanntlich erst durch das dem Reichstage vorliegende Enquetegesetz beschafft werden, allein so viel steht außer Zweifel, daß die Zahl der Existenzen, welche mittelbar und unmittelbar mit der Tabaksindustrie zusammenhängen, sich in die Hunderttausende beläuft. Nach der letzten Gewerbezählung vom 1. Dezember 1875 waren 10,266 Hauptbetriebe mit 110,951 Arbeitern vorhanden; dabei ist aber selbstverständlich die nicht geringe Reihe anderer Gewerbe, wie Kisten-, Papier-, Nagelfabrikation u. nicht berücksichtigt, auf welche der Umfang der Tabaksindustrie maßgebenden Einfluß hat. Auch hier ist als entscheidender Umstand hervorzuheben, daß diese Industrie vorwiegend Kleinbetrieb ist — namentlich die Hausarbeit ist überaus entwickelt — und zwar wiederum aus sachlichen Gründen. Rauchtabak und Cigarren können ohne größeres Kapital, ohne eigentlich technische Bildung, ohne besondere mechanische Hilfsmittel und ohne Arbeitsteilung in einer für die große Masse genügenden Qualität hergestellt werden, so daß jeder gute Arbeiter, der nur einigen Kredit findet, selbst Fabrikant werden kann. Diese Thatsache ist von großer sozialer Bedeutung. Wenn die gewerbliche Entwicklung unseres Jahrhunderts namentlich in Folge des Maschinenbetriebs in gewissen Industrien zur Großindustrie drängt, und nur Thoren mit ohnmächtigem Willen in das Rad dieser heilsamen und unaufhaltbaren Umwälzung fallen können, so hat dieselbe doch insofern eine große Schattenseite, als sie für die Hilfsarbeiter die Möglichkeit vermindert, selbständig zu werden. Die abnehmende Aussicht der Befriedigung dieses in jeder menschlichen Brust unausrottbar wurzelnden Triebes ist eine Hauptquelle der sozialistischen Bewegung geworden, und es ist deshalb dringend wünschenswert, daß die Erhaltung des Kleinbetriebs in den Industrien, in denen sie möglich und nützlich ist, auf alle Weise gefördert werde. So also namentlich bei der Tabaks- und Cigarrenfabrikation. Schon 1848 haben sich die deutschen Tabaksarbeiter mit wenigen Ausnahmen durch fortgesetzte Arbeitsamkeit und ruhiges Verhalten ausgezeichnet, und bereits damals haben kompetente Urtheiler diese Erscheinung aus dem Wesen ihres Geschäftes erklärt, welches ihnen leichtere, selbständig zu werden; heute wird jeder genauere Kenner der deutschen Sozialdemokratie bestätigen, daß so weit Tabaksarbeiter in ihren Reihen stehen, dieselben zu den besonnensten und maßvollsten Elementen der Partei gehören.

Ueber den Tabakshandel liegt wie erwähnt gleichfalls noch keine erschöpfende Statistik vor; nach der letzten Gewerbezählung beschäftigten sich 8237 Personen mit Cigarren- und Tabaksvertrieb. Dabei können aber unmöglich die Handelsgeschäfte berücksichtigt sein, in welchen der Tabak nur ein Nebenverlag ist; auch diese reichen vermutlich in die Hunderttausende. Hier handelt es sich aber nicht allein um den Klein-, sondern noch weit mehr um den Großhandel. Die Tabaksausfuhr aus Deutschland ist nicht ganz unbedeutend; wegen der hohen Blüte unserer Tabaksindustrie wird sogar vielfach Tabak eingeführt, um fabriziert und dann wieder ausgeführt zu werden. Sehr viel umfangreicher aber ist die Einfuhr. Von dem deutschen Tabaksverbrauch, der sich im großen Durchschnitt etwa auf 1,500,000 Centner jährlich belaufen mag, werden durchschnittlich nur 30 bis 40 Prozent durch die inländische Produktion, 60 bis 70 Prozent durch die Einfuhr ausländischen Tabaks gedeckt. Wie sensibel in Folge dessen der deutsche Tabaksbau gegen die Schwankungen der Tabakspreise auf dem Weltmarkt ist, wurde bereits angedeutet; die betriebigende Regelung des Verhältnisses zwischen dem Zoll vom ausländischen und der Steuer auf den

inländischen Tabak bildet eine der schwierigsten und wichtigsten Aufgaben zur Lösung der Tabaksfrage. In Bremen und Hamburg besitzt das deutsche Reich zwei große internationale Tabaksmärkte; namentlich für Bremens Stellung als Weltplatz ist die Erhaltung seines Tabakshandels eine absolute Lebensfrage. Das Quantum Rohstabak, welches jährlich nach Bremen ein- und ausgeführt wird, beträgt ca. 1,100,000 Centner; der Werth dieses Im- resp. Exports bewegt sich durchschnittlich zwischen 60 bis 70 Millionen Mark. Daß eine Vernichtung oder tödliche Verletzung des Bremer und Hamburger Tabakshandels eine tiefe Erschütterung des deutschen Gesamthandels überhaupt nach sich ziehen müßte, liegt auf der Hand; gilt doch mehr, wie sonst irgendwo, vom Welthandel Goethes Wort:

..... ein Tritt tausend Fäden regt,  
Die Schiffein herüber, hinüber schieben,  
Die Fäden ungeheben stieben,  
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

So hat das deutsche Volk nicht nur den zweifelhaften Vorzug, der größte Tabakskonsument der Welt zu sein, sondern das merkwürdige und seltsame, unser nationales Weien so anheimelnde Kraut häuft auch ehrenvollere Qualitäten auf den deutschen Namen. Wir haben einen blühenden Tabakbau, eine blühende Tabaksindustrie, einen blühenden Tabakshandel; in den beiden letzteren Beziehungen marschieren wir an der Spitze Europas, vielleicht der Welt. Einem unendlich feinen und unendlich verzweigten Gewebe, von dem hier selbstverständlich nur die größten Fäden aufgezeigt werden konnten, steht der deutsche Gesetzgeber gegenüber, der auf eine Erhöhung der Tabakssteuer sinnt. Trotzdem sollte man glauben, er könne nicht lange in Verlegenheit sein, denn es gibt eine reichliche Anzahl von Rezepten, die Staatsfinanzen durch Tabakssteuern zu heilen. Es seien hier nur die sechs hauptsächlichsten Systeme angeführt: die Flächen-, die Gewicht-, die Werthsteuer, das englische Zollsystem, die amerikanisch-russische Fabriksteuer und endlich das Tabaksmonopol. Eine kurze Messung dieser verschiedenen Systeme an den oben skizzirten Verhältnissen wird am schnellsten und sichersten die letzten Schleier von dem eigentlichen Wesen der deutschen Tabaksfrage antrollen.

Die denkbar schlechteste aller Tabakssteuern ist die Flächensteuer, und doch haben wir das Glück, uns gerade ihrer zu erfreuen. Sie ist von einer groben Ungerechtigkeit, denn sie trifft den Umfang des mit Tabak bebauten Areal nach einem völlig gleichen Steuerfusse, während Qualität und Quantität der Ernte je nach dem Boden in den mannigfaltigsten Abstufungen variiert; dieser Unterschied beträgt bei einer gleichen Fläche des besten und schlechtesten Acker nicht weniger wie vierhundert Prozent; mit andern Worten, die Flächensteuer trifft den schlechtesten Acker viermal stärker wie den besten. Zudem kann sie nicht mit dem Grenzzoll auf ausländischen Tabak organisch reguliert werden, da ein Centner ausländischen und ein Morgen inländischen Tabaks keine vergleichenden Gesichtspunkte darbieten. Wenn die Flächensteuer trotzdem zehn Jahre lang im deutschen Zollgebiete bestanden hat, so war dieser relative Erfolg nur durch ihre minimalen Steuerfüße ermöglicht, welche für die Tabaksproduktion und den Tabakshandel wenig in Betracht kommen; sobald man eine höhere Besteuerung des Tabaks durchführen will, tritt ihre innere Unhaltbarkeit sofort ins hellste Licht, und sie ist denn auch thatsächlich von allen Seiten aufgegeben.

Die Reichsregierung hat statt ihrer dem Bundesrathe eine Gewichtsteuer vorgeschlagen, von welcher sie beiläufig einen Mehrertrag von 30 Millionen Mark über den jetzigen Ertrag von rund 14 Millionen Mark hinaus erhofft. Diese Steuer korrigirt bis zu einem gewissen Grade die Gebrechen der Flächensteuer. Sie gestattet einen harmonischen Einklang mit dem Grenzzolle, obgleich hier freilich der kleinste Fehler vermieden werden muß, wenn nicht gelegentlich die ausländische Konkurrenz der einheimischen Produktion die schwersten Wunden schlagen soll. Ferner trifft sie die Quantität, wenn auch noch nicht die Qualität der Ernte. Diesen halben Fortschritten stehen große Nachteile gegenüber. Die Gewichtsteuer erfordert die lästigste und penibelste Kontrolle des Tabaksbaues, um zu



verhindern, daß ein Theil des geernteten Tabaks der amtlichen Verwiegung und Versteuerung entzogen werde; diese Kontrolle darf nicht weniger streng sein wie die Kontrolle, die beim Monopole notwendig ist, allein nur diese Schatten-, aber keine Lichtseite hat die Gewichtssteuer mit dem Monopole gemein. Sie wirkt weder dem Staate einen so hohen Ertrag ab, noch garantiert sie dem Raucher so sehr die Echtheit der Waare wie das Monopole; vielmehr würde sie voraussichtlich zu einer kolossalen Verfälschung des Tabaks führen. Schlimmer aber noch als jene beiden Faktoren wäre der Tabakspflanzer daran. Beim Monopole kontrollirt ihn der Staat nicht nur, sondern er kauft ihm auch die Ernte ab; bei der Gewichtssteuer soll nach dem Vorschlage des Bundesraths das geerntete Produkt zunächst versteuert werden; auch ist diese Bestimmung unerlässlich, da ja die Waare versteuert sein muß, ehe sie sich auf dem Markte in alle Winde verstreut. Nun soll die Steuer etwa hundert Prozent des Werthes betragen; der Pflanze muß also seinen ganzen Bruttogewinn an den Staat zahlen, ehe er verkaufen kann, ohne die geringste Sicherheit für den entsprechend lohnenden oder auch nur überhaupt für den Abzug. Sind diese Bedingungen an sich hart, so sind sie unerschwinglich für die Zwergkultur, in deren Händen sich fast durchweg der deutsche Tabakbau befindet; diese kleinen Leute werden, wie Herr von Stauffenberg und Herr von Wedell-Malchow, Führer der nationalliberalen und konservativen Partei, die tabakbauende Distrikte vertreten, in den Reichstagsverhandlungen überzeugend nachweisen, in den seltensten Fällen die für sie beträchtlichen Baarmittel zur Zahlung der Steuer auf völliges Nichts hin besitzen oder aufreiben können. So wäre die Gewichtssteuer gleichbedeutend mit der Vernichtung des inländischen Tabakbaues; aus diesem Grunde verhielten sich alle Parteien des Reichstags gleichmäßig ablehnend gegen sie, und selbst vom Regierungstische wurde sie mehr vertheidigt als erster Schritt zum Monopole, denn als endgiltige Form der deutschen Tabaksteuer.

Von der Gewichtssteuer ist der nächste vervollkommnende Schritt die Werthsteuer, welche Qualität und Quantität des Tabaks gleichmäßig berücksichtigt. Sie ist im geraden Gegensatz zur Flächensteuer die fürtestlichste und gerechteste aller denkbaren Tabaksteuern. Ist es an sich schon hart, daß der schlechtere Tabak ebenso wie der bessere, das heißt der geringere Genuß ebenso wie der größere belastet werden soll, so verschärft sich gerade beim Tabak diese Unbilligkeit noch beträchtlich. Bei ihm muß, wo es an der Qualität mangelt, die Quantität ausbessern; erfahrungsgemäß rauchen die Konjumenten schlechten Krauts, also die große Masse der Bevölkerung, weit mehr und stärker als die glückliche Minderheit, die sich am duftigen Rauche der Havannacigarren delectiren kann. Allein es geht der Werthsteuer wie Rolands Stute; sie ist fehlerfrei aber todt, und noch ist keine Panzerformel entdeckt, welche sie zum Leben erwecken könnte. Da nämlich der Werth der Tabake und namentlich auch der Cigarren vielfach nicht nach dem Aussehen und dem Geruche des nicht brennenden Krauts beurtheilt werden kann, so fehlt der Werthsteuer jeder Maßstab der Anwendung. Manche Autoritäten halten dies Gebrechen für unheilbar; andere nicht. Jedenfalls ist bis jetzt noch kein anderes Hilfsmittel entdeckt worden, als die eidliche Verpflichtung der Importeure und der Produzenten auf wahrheitsgetreue Angabe ihrer Einkaufs- bezw. Verkaufspreise, ein Mittel, dessen politische und sittliche Zweischneidigkeit zu offenbar ist, um einer nähern Beleuchtung zu bedürfen.

So wäre es mit diesen drei nächstliegenden Tabaksteuern nicht; wie aber haben alle sonstigen Großstaaten der Welt den Stab gefunden, der im Tabak die sprudelnde Goldquelle öffnet? Ueber das englische Zollsystem sind nur wenige Worte nötig; seine beiden Grundpfeiler sind das absolute, schon vor zweihundert Jahren, aber selbst damals nicht ohne große Schwierigkeiten durchgeführte Verbot des inländischen Tabakbaues und hohe Zollsätze auf die Einfuhr ausländischen Tabaks. Das erste Moment schließt dies System von vornherein und radikal vom deutschen Reiche aus, so daß seine sonstigen Schattenseiten, riesiger Schmuggel, nicht minder riesige Verfälschung der Waare u. nicht weiter hervorgehoben zu werden brauchen.

Weit größere Beachtung verdient die amerikanisch-russische Fabriksteuer, welche namentlich in den Vereinigten Staaten vollendet durchgebildet ist. Das System umfaßt erstens eine Spezialgewerbesteuer für den Tabakshändler und den Tabakfabrikanten, zweitens eine besondere Abgabe auf fabrizirten Tabak und Cigarren, welche das Fabrikat gleichmäßig trifft, gleichviel ob es aus Tabak oder Tabaksurrogaten besteht. Die Entrichtung dieser Steuer geschieht durch Stempelmarken, welche der Fabrikant vom Staate zu erwerben und der — durchweg nach Form und Inhalt genau vorgeschriebenen — Verpackung jedes Produkts, welches die Fabrik verläßt, aufzukleben verpflichtet ist. Ohne solche Marke darf der Händler die Waare nicht vertreiben. Es ist also eine ganz originelle Art der Selbstbesteuerung, insofern, als alle für die Feststellung der Steuerpflicht und des Steuerbetrags wesentlichen Handlungen ohne amtliche Dazwischenkunft lediglich vom Fabrikanten und Händler vollzogen werden. Die Kontrolle besteht zunächst in einer ihrem geringsten Detail nach gesetzlich festgestellten Buchführung der Fabrikanten und Händler, in welche jederzeit den Beamten des Staats Einsicht gewährt werden muß. Ferner ist noch eine öffentliche Kontrolle geschaffen; der Fabrikant hat bei Beginn seiner Fabrikation und dann am 1. Januar jeden Jahres ein detaillirtes Inventar aller seiner Vorräthe, Materialien u., ebenso allmonatlich Buchauszüge über alle von ihm abgeschlossenen Käufe, Verkäufe, Verwendungen und eigenen Verbrauch dem Bezirkssteuerbeamten einzureichen, der diese Mittheilungen in einem öffentlichen Kataster auslegt, in welches jedermann Einsicht nehmen kann. Damit ist dem Kunden, dem gewerblichen Konkurrenten, jedem Fabrikarbeiter, der ganzen Fabrikumgebung ein Mittel zur Vergleichung des versteuerten Abzuges mit den wirklichen Verkäufen gegeben. Objektiv wird die volle Erfüllung der Steuerpflicht durch die jedem Steuerobjekte auflebende Marke festgestellt, die als Steuerquittung gilt. Als letzter Akt der Kontrolle ist dann die Verpflichtung des Tabakspflanzers zu nennen, auf Verlangen den Steuerbeamten genauen Ausweis über seine Verkäufe, sowie über die Käufer zu geben, eben dazu sind die Rohtabakhändler verpflichtet, so daß sich jedes Pfund Tabak von Hand zu Hand verfolgen läßt, bis es in einer Fabrik angelangt ist. Importirter Tabak unterliegt neben einem hohen Zolle der gleichen Stempelabgabe wie die inländische Produktion. Hohe Kautionen, welche Fabrikant und Händler zu stellen haben, sowie die Androhung wahrhaft rigoroser Geld- und Gefängnißstrafen trönten und vollenden das ganze System; ob trotzdem Defraudationen in nennenswerthem Umfange vorkommen, wird von Verschiedenen verschieden beantwortet; entlich wird die Frage jedenfalls verneint. Sonst hat diese Form der Tabaksteuer die Lichtseite, daß sie eine dem Monopolgewinn gleichwerthigen Ertrag abwirft, ohne die volle Freiheit des Tabakbaues und des Tabakhandels, sowie der Tabakindustrie einzuschränken, wenigleich sie freilich namentlich die letztere nur wie unter dem Druck einer Luftpumpe athmen läßt. Auch ist durch die gleichmäßige Besteuerung des Tabaks und seiner Surrogate jede Prämie auf Verfälschungen ausgeschlossen. Damit geht dann aber Hand in Hand eine verhältnismäßig stärkere Vertheuerung der Waare, wie beim Monopole, ein widerliches Denunziantenwesen, das in der öffentlichen Kontrolle wurzelt und obenein durch Aussetzung von Belohnungen künstlich gezüchtet wird, endlich der Umstand, daß etwa der zehnte Theil der amerikanischen Raucher die Steuer nicht zahlt, denn da dieselbe den Tabak erst beim Herausbringen aus der Fabrik pakt, so genießen alle Personen, in deren Hände er vorher gelangt, also die Produzenten, Fabrikanten, Arbeiter u. in Tabak ganz offizielle Steuerfreiheit. Stände schon diese Thatsache mit unseren deutschen Begriffen von Gerechtigkeit in schreiendem Widerspruch, so wären nicht minder die gewerbmäßigen Denunziationen und die weitgehenden Scrutinalbefugnisse der Steuerbeamten mit unseren öffentlichen Rechts- und Sittenanschauungen unverträglich; auch würde die Fabriksteuer unaushaltbar zur Ausrottung der kleinen Tabakindustrie drängen; diese Unzahl von Gewerbetreibenden befände sich ihr gegenüber in derselben Lage, wie der Tabakspflanzer gegenüber der Gewichtssteuer; sie müßten von vornherein auf jedes Risiko



hin einen hohen Steuerbetrag baar vorlegen, und sie würden dazu so gut wie niemals im Stande sein.

So bleibt nur noch das Tabaksmonopol zu betrachten übrig, das gegenwärtig in Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Italien, Spanien, Portugal und Rumänien besteht, für eine Bevölkerungsmasse, die etwa 40 Prozent der europäischen Bevölkerung beträgt. Am rationellsten ist es in Frankreich und dann in Oesterreich-Ungarn entwickelt; ähnlich wie das englische Zollsystem, wurde es in diesen beiden Großstaaten schon eingeführt, als die Tabakindustrie erst im Entstehen begriffen war. Im preussischen Staate hat es zeitweise unter dem großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen bestanden. Das Tabaksmonopol oder die Tabakregie ist ein Alleinrecht des Staates, auf Grund dessen Tabak, sei es für den inneren Verbrauch, sei es für die Ausfuhr, von niemandem ohne die besondere jährliche Erlaubnis und ohne die strengste Kontrolle des Staates gebaut, zum inländischen Verbrauch nur an den Staat verkauft, ausländische Tabake nur von dem Staate zum Verkauf eingeführt, Rohtabak im Inlande nur vom Staate in seinen Tabakfabriken verarbeitet, Fabrikate nur von ihm oder durch die von ihm ernannten und kontrollierten Verkäufer abgesetzt werden dürfen. Für den Staat hätte diese Form der Tabaksteuer den großen, unbestreitbaren und allseitig unbestrittenen Vorzug einer hohen Einnahme aus dem Tabak; 1876 warf die französische Regie 262 Millionen Francs Reinertrag ab. Weiter gestattet sie eine gewisse Rücksichtnahme auf die Steuerfähigkeit der Konsumenten; ohne Mühe könnte der Staat die besseren Tabake mit einem höheren Prozentsatz der Steuer belasten wie die schlechteren. Daneben wäre dann freilich ein ausgebreiteter Schmuggel mit allen seinen sittlichen Gefahren unvermeidlich; ein neues Beamtenheer von mehreren tausend Köpfen wäre zu schaffen, und einige hunderttausend Staatsbürger: Pflanzler, Arbeiter, Händler würden mit ihrem ganzen Dasein von der jeweiligen Regierung abhängig werden. Dem Raucher garantiert das Monopol die Echtheit der Waare; ob auch in gleichem Maße ihre Güte und Preiswürdigkeit, steht nach den französischen, italienischen, österreichischen Erfahrungen nicht eben so außer Zweifel. Jedenfalls vertheuert das Monopol den Tabak nicht im entsprechenden Verhältnisse zu dem hohen Ertrage; der jetzt im Preise der Waare zu verbürgende, überaus beträchtliche Unternehmergewinn der Fabrikanten und Händler wäre dann eben ein Theil der Steuer selbst. Auf eine besondere Abwechslung im Genuße muß freilich der Raucher verzichten, da die Regie bei rationellem Betriebe immer nur wenige Sorten von Tabaken und Cigarren produzieren kann und wird. Der Tabakspflanzler könnte sich gut und gern mit dem Monopole befreunden. Die strenge Kontrolle würde für ihn dadurch aufgewogen, daß er vom Staate in aller Weise gefördert werden und in ihm einen prompt zahlenden und sicheren Abnehmer finden würde; auch zahlt die Regie erfahrungsmäßig höhere Preise, als unter der Herrschaft der freien Konkurrenz gezahlt werden. Freilich ohne einschneidende Aenderungen in der heutigen Gestalt des deutschen Tabakbaues ginge es auch nicht ab, um der notwendigen Ueberwachung willen müßte die Kultur weit mehr in besonders geeigneten Distrikten konzentriert werden, als augenblicklich der Fall ist. Verhängnisvoller würde das Monopol auf die Tabakindustrie und den Tabakshandel wirken. Die private Fabrikation hörte mit einem Schlage auf; die vorhandenen Bestände an Rohtabak und Tabakfabrikaten würde der Staat zwar baar einlösen, allein wie die Fabrikanten für ihre Men-

filien, die entfallende Erwerbsmöglichkeit u. entschädigt werden sollen, ist eine allerbornigste Frage. Zwar ein privatrechtlicher Anspruch auf Entschädigung besteht nicht, aber wohl eine dringende Forderung einfacher Billigkeit. Darüber herrscht Uebereinstimmung unter allen kompetenten Urtheilern, Freunden wie Gegnern des Monopols, daß eine einmalige Abfindung von je 2400 Mark an die größeren Fabriken die äußerste Leistung wäre, wenn nicht der ganze Erfolg des Monopols in Frage gestellt werden solle. Könnte dabei schon mehr nur von einem Almosen, als von einem wirklichen Erlöse die Rede sein, so ginge die Unmasse der auf die Hausindustrie und den Kleinbetrieb gegründeten Existenzen vollkommen leer aus; sie würden aus kleinen Besitzern zu Lohnarbeitern, und die schweren sozialen Gefahren träten ein, die oben bereits angedeutet sind. Die bisherigen Arbeiter in Tabak würden zum Theil ihre Anstellung in den Reichstabakfabriken finden, zum Theil würden sie auch brotlos; es liegt wiederum im Wesen eines rationalen Regiebetriebes, daß er auf Ersparen von Arbeitskräften bedacht sein, daß er Großproduktion sein muß, die sich in einer verhältnismäßig winzigen Anzahl großer Fabriken konzentriert; in ganz Frankreich bestehen ihrer nur 16. Was dann den Tabakshandel angeht, so könnte ein Theil der Kleinhändler als staatliche Regieverkäufer Anstellung finden gegen eine Lantime, die in Frankreich 10 Prozent des Abfahes beträgt und vom Publikum in dem natürlich staatlich festgestellten Preise der Waare vergütet wird. Ein anderer Theil der Detaillisten wäre auch aus seinem bisherigen Erwerbe geworfen, indessen daran wäre nur wenig verloren; der Kleinhandel mit Tabak und Cigarren ist in Deutschland vielfach äußerst unerfreulicher Natur und erheischt keine besondere Schonung. Anders läge es mit dem Großhandel. Die Regie müßte und würde sich selbst versorgen an den Produktionsmärkten des ausländischen Tabaks, so weit sie seiner bedürfte; Hamburg würde schwer, Bremen tödtlich getroffen; der jähe Sturz dieser treuesten deutschen Stadt von der gipfelnden Höhe ihrer Welthandelsstellung wäre wahrhaft tragischer Natur. So knüpfen sich an die Einführung des Monopols soziale Umwälzungen, deren Tragweite sich heute noch nicht einmal absehen, geschweige denn abschätzen läßt; sicher ist vorläufig nur, daß eine Ueberfülle des Hasses und der Unzufriedenheit gegen das Reich erregt werden würde. Parallel mit seinen glänzenden und unbestreitbaren Vorzügen gehen gewaltige und schwer zu überwindende Schwierigkeiten des Monopols; erklärte doch auch der Reichskanzler, daß er nicht für das Monopol an sich schwärme, sondern nur für seinen hohen Ertrag, und daß ihm jede andere Tabaksteuer mit annähernd gleichen Erfolgen ebenso lieb sei.

Im Gegensatz zu England, Frankreich und Oesterreich hat Deutschland den günstigen Moment der ersten Ausbreitung des Tabaks in Europa veräußert, um ihn als ergiebige Steuerquelle zu pachten. An diesem Grundfehler leiden wir heute; ohne ernstliche Verletzung schwer wiegender Interessen läßt sich heute keine namhafte Erhöhung der Tabaksteuer durchsetzen. Daraus folgt nicht, daß sie an sich anzugehen, aber wohl, daß sie mit äußerster Besonnenheit, Ruhe und Umsicht zu betreiben sei. Die Lösung des großen Räthfels befindet sich noch wesentlich im Stadium der Gährung und Klärung; was sich daraus entwickeln wird, vermag heute niemand sicher vorherzusagen; darüber zu konjekturieren, ist an sich überflüssig und am wenigsten angezeigt an dieser Stelle. Hier galt es nur, den geneigten Leser zu orientiren über das innere Wesen der Tabakfrage und die weittragenden Konsequenzen, welche sie in ihrem Schoße birgt.

## Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Das Tablett mit Port und Sherry wurde eben herumgerollt, als Bumme, das Blatt noch einmal auseinander rollend, mit jener Ruhe, die einem das Gefühl, seinen Gegenstand zu beherrschen gibt, anhob: „Der arme Struensee! Ich habe die Stelle gesehen, draußen vor der Westergade, wo sie

ihm den Kopf herunterhlugen. Was war es? Reid, Rancune und nationales Vorurtheil. Ein Justizmord ohne Gleichen. Er war so unschuldig wie die liebe Sonne.“

„Seine Intimitäten schienen aber doch erwiesen,“ bemerkte Jürgasch wichtig, dem nur daran lag, seinen Infanteriekapitän

Kadbrud verboten.  
Bef. v. 11. VI. 70.



in das geliebte dänische Fahrwasser hineinzubringen. — „Intimitäten“ entgegnete dieser, der dem Köder, trotzdem er den Haken sah, nicht widerstehen konnte. „Intimitäten! Ich verfidere Ihnen, Jürgas, alles Thorheit und Verleumdung. Ich habe während meines Aufenthaltes in Kopenhagen Gelegenheit gehabt, zu Personen in Beziehung zu treten, die passiv oder aktiv, in dem Drama mitgewirkt haben. Ein Spiel war es mit Ehre und Leben, eine blutige Farce von Anfang bis zu Ende. Das Kanonieren ist außer Mode; hätten wir noch einen Rest davon, diese Königin Karoline Mathilde müßte heilig gesprochen werden.“

„Wenn es nicht indiskret ist, nach Namen zu fragen, woher stammen Ihre Informationen?“

„Vom Leibarzt der Königin,“ sagte Bummde.

„Nun, der muß es wissen,“ erwiderte Jürgas übermüthig, „aber er schafft mit seiner Autorität die Aussagen derer, die sich selber schuldig bekennen, nicht aus der Welt. Ich appellire vorläufig an unseren Freund Hansen-Grell, der ja in der Moltke'schen Familie Lehrer war. Er muß doch in seinem gräßlichen Hause das eine oder das andere über den Fall gehört haben.“

„Nein,“ antwortete dieser, „das gräßliche Haus, so viel ich weiß, hatte Ursache über den Fall zu schweigen, und ihn aus Büchern kennen zu lernen, habe ich verjäumt. Ich muß mich überhaupt anklagen, der dänischen Geschichte, von einzelnen weit zurückliegenden Jahrhunderten abgesehen, nicht das Maß von Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, das ihr gebührt.“

„Und wir hatten gerade,“ bemerkte Tubal verbindlich, „nach der Ballade, die Sie uns einmal vorkamen, den entgegengelegten Eindruck.“

„Weil Sie aus meiner Kenntniß der halbajagenhaften Vorgeschichte des Landes allerhand schmeichelhafte Rückschlüsse auf meine gesammte dänische Geschichtskentniß zogen. Aber leider mit Unrecht. Ich habe mehr um Dichtungs- als um Historie willen im Sago Grammaticus und in den älteren Mönchs-Chroniken gelesen, so viel, daß ich schließlich die moderne Königin Karoline Mathilde über die alte Königin Thyra Danebod vergessen habe.“

„Thyra Danebod,“ rief Jürgas in aufrichtigem Enthusiasmus, „das ist ja ein wundervoller Name. Er tingelt etwas weniger als Kathinka von Ladalinski; aber trotzdem! Was meinen Sie, Bummde?“

Bummde, der sich so unerwartet an den Ladalinski'schen Ballabend erinnert sah, drohte gutmüthig mit dem Finger; Hansen-Grell aber fuhr fort: „Ich theile ganz den Enthusiasmus unseres verehrten Wirthes, und wenn ich auf das Gewissen gefragt würde, würde ich bekennen müssen, aus dem Zauber dieses Namens, und vieler ähnlicher, so recht eigentlich die Anregung zu meinem Studium altdänischer Geschichten empfangen zu haben. Sigurd Ring und König Helge, Ragnar Lodbrot und Harald Hyldebrand entzückten mich durch ihren bloßen Klang, und so oft ich dieselben höre, ist es mir, als theilten sich die Rebel, und als sähe ich in eine wundervolle Nordlandswelt, mit Klippenumstellten Buchten, und vor ihnen ausgebreitet das blaue Meer und hundert weißgebauchte Segel am Horizont.“

„Es ist der fremde Klang, der unser Ohr gefangen nimmt,“ bemerkte Hirschfeldt, der sich von Spanien her ähnlich bestehender Namensindrücke entsinnen mochte, und Lewin und Tubal stimmten ihm bei.

„Gewiß,“ fuhr Hansen-Grell fort, „dieser Fremdklang ist von Bedeutung. Aber es ist über denselben hinaus doch schließlich ein anderes noch, was diesen altdänischen Namen ihren eigenthümlichen Zauber leiht. Es spricht sich nämlich in ihnen jene der Sprichwörterweisheit der Völker verwandte Begabung aus, Menschen, Erscheinungen, ja ganze Epochen in einem einzigen Beiwort zu charakterisiren. Die Kraft in der Knappheit, das Viel im Wenigen, da haben wir den Schlüssel zum Geheimniß.“

Bummde gerieth in Aufregung, so sehr, daß er — was sonst nicht seine Sache war — den Chateau d'Yquem mit ablehnender Handbewegung an sich vorübergehen ließ, und zu Hansen-Grell wie zu einem Herzensvertrauten hinüber rief:

„ich weiß, worauf Sie hinaus wollen. Sprichwörterweisheit sagten Sie ganz richtig; an den König Erichs, wenigstens an den ersten sechs oder sieben, läßt es sich am besten zeigen: Erik Barn, Erik Egeod, Erik Lam, Erik Flopenning, Erik Gipping. Ich verbinde mit jedem ein Bild, eine Vorstellung, besonders mit dem Flopening und dem Gipping. Gipping, das heißt so viel wie „Augenplint“ oder der „Wimperer“. Und wirklich, es ist zum Lachen, aber ich sehe ihn vor mir, wie er mit dem rechten Augenside immer hin und her zwinkert.“

Jürgas warf sich in den Stuhl zurück, und sagte während eines Hustenanfalls, der sich vor lauter Heiterkeit nicht legen wollte: „das ist denn doch das kapitalste Stück von Fremdlandsenthusiasmus, das mir all mein Lebtag vorgekommen ist. König Wimperer, ich grüße Dich.“

„Wenn Sie mehr von ihm wußten, Jürgas, so würden Sie dieser bedeutenden Figur mit mehr Respekt begegnen. Er war ein guter König und wurde zu Viborg mit sechsundsünfzig Stichen ermordet.“

„Nicht mehr wie billig. Warum hat er gewimpert? Ich greife mit dem Champagner um zwei Gänge vor. Es lebe Erik Gipping!“

„Er lebe, er lebe!“ und die Gläser klangen zu Ehren des alten Dänenkönigs zusammen.

Das Gespräch ließ nun die Dänenkönige fallen, bald Scandinavien überhaupt, und nur Bummde machte noch einen herkömmlichen Versuch, von Kopenhagen aus in Aalborg zu landen, um dann, quer durch Jütland hin, den großen Limfjord zu befahren. Dies war seine Lieblingsstour, weil er in elf Gesellschaften von zwölf darauf rechnen durfte, sie allein gemacht und somit unangefochten das Wort zu haben. Aber dieses Vorzuges ging er heute verlustig, und kaum noch, daß er in ziemlich sentimentalen Ausdrücken von dem „Maageton“ und dem „Wehmuthschleier“ der nordjütischen Landschaft gesprochen hatte, als ihm auch schon der Widerspruch Grells hart auf der Ferse war, der, der hunderttausend wie weiße Klumpfäden auf dem Limfjord schwimmenden Möven ganz zu geschweigen, wie ein smaragdgrünes Wasser und wie einen azurblauen Himmel gesehen haben wollte.

„Nichts Gewöhnlicheres als ein solcher Gegenatz empfangener Eindrücke,“ nahm von Meerheimb das Wort, „und es bedarf nicht zweier Personen, um Widersprüche wie diesen zu begegnen; wir finden sie in uns selbst. Was wir die Stimmung der Landschaft nennen, ist in der Regel unsere eigene. Lust und Leid färben verschieden. Als wir auf der Smolensker Straße zogen und in die Nähe der alten russischen Hauptstadt kamen, war es uns, als marschirten wir unter einem Regenbogen und überall wohin wir blickten, stiegen, wie durch Spiegelung, die goldenen Kuppeln Moskaus vor uns auf. Unsere Sehnsucht sah sie, lange bevor sie sich wirklich in dem Nebeldust des Horizonts abzeichneten. Das war um die Mitte September. Und vier Wochen später zogen wir wieder dieselbe Straße. Der Rückzug hatte begonnen. Es war noch nicht kalt, und die Oktobersonne schien nicht weniger hell als die Septembersonne geschehen hatte, aber ringsumher lag Debe und Einsamkeit, und die Klüfte, statt mit uns zu plaudern, schienen hinzuschleichen wie die Wasser der Unterwelt. Das Land war nicht verändert, aber wir.“

Jeder stimmte bei, selbst Jürgas, der nur den Strich zwischen Neustadt und Gänzer ausnahm, von dem er versicherte, immer denselben Eindruck gehabt zu haben. Welchen? darüber schwieg er, sei es aus Vorsicht, oder weil er die sich gerade jetzt bequem anbietende Gelegenheit zu einer noch ausstehenden Ansprache nicht unbenutzt vorüber gehen lassen wollte.

„Meine Herren,“ sagte er, während er mit dem Messerrücken an das Glas klopfte, „Herr von Meerheimb hat uns einen seltenen Genuß zugebracht. Er hat mir auf meine Bitten versprochen, uns einen Abschnitt aus seinem Tagebuch, der die Schlacht bei Borodino schildert, vorzulesen.“

Damit hob Jürgas die Tafel auf und schritt, Herrn von Meerheimb den Arm bietend, in das Wohnzimmer voran. Hier waren inzwischen alle Vorbereitungen getroffen, und trotzdem es noch früh war, nach vorgängiger Schließung der

(Fortsetzung auf S. 550.)



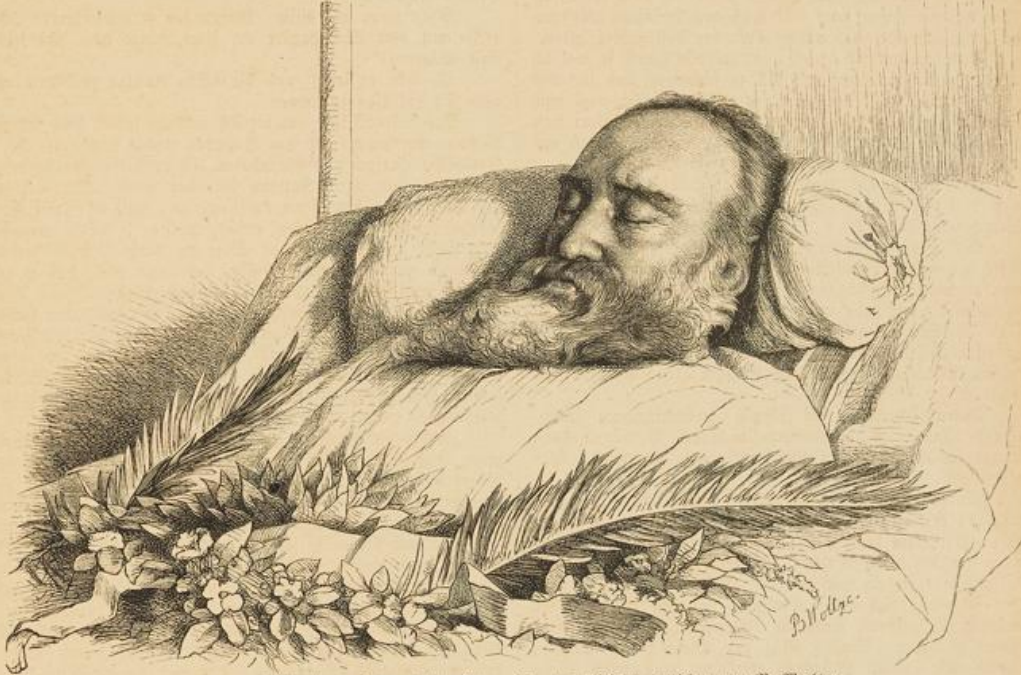
## Friedrich Preller.

Fast genau an seinem Geburtstage, am 23. April, ist in Weimar Friedrich Preller gestorben, und mit ihm ist eine der eigenthümlichsten Erscheinungen am deutschen Kunsthimmel dahingegangen, der letzte jener Generation bedeutender Männer, die unter dem Einflusse der Antike und im Zurückgreifen auf die großen Meister der Renaissance uns eine neue deutsche Kunst erst wieder geschaffen haben. Er war der letzte jener stolzen römisch-deutschen Tafelrunde, zu der Cornelius und Overbeck, Koch und Schnorr, Fährich und Peit, Genelli und Nahl gehörten.

Preller war, wie wir seiner Biographie von Fr. Pecht entnehmen, ein Jüderbädersohn aus Eisenach und in diesem thüringischen Städtchen am 25. April 1804 geboren. Dort hat er die lateinische Schule besucht und sich in den Wäldern umhergetrieben; daß er Maler wurde, verdankt er Goethe, welcher das weimarische Landeskind im Jahre 1820 nach Dresden auf die Kunstschule schickte; Karl August förderte den jungen Menschen weiter und brachte ihn persönlich nach Antwerpen, wo er vor allem die Antike, den menschlichen Körper und die Technik der Delmalerei studirte; ein neues Stipendium des großmüthigen Herzogs setzte ihn in den Stand, 1828 zum ersten Male Italien zu besuchen, wo ihm an den herrlichen lombardischen Seen zunächst der Sinn für die hitvolle Größe sädlicher Natur aufging. Am Golse von

geffen, in Weimar seine Tage zwischen Malen und Jagen, während ihm die Sehnsucht nach den sonnigen Küsten des Salerner Golfs am Herzen nagte, und der Gram, daß er nicht anerkannt und verstanden wurde, seine Gesundheit untergrub.

In dieser trüben Zeit rieth ihm seine Frau, doch einmal die Odyssee, von der er immer sprach, zu illustriren. Der Vorschlag fiel auf günstigen Boden, und das Jahr 1808 wurde bei Preller der entscheidende Wendepunkt im Leben, also ein Zeitpunkt, in welchem andere meist schon abgeschlossen haben. Auf der Münchener Ausstellung, die in jenem Jahre stattfand, waren seine Cartons mit Odysseelandschaften, in welchen das unsterbliche Gedicht des griechischen Sängers eine so entsprechende Verkörperung findet, der Glanzpunkt. Preller, der vier- und fünfzigjährige, war nun mit einem Male ein berühmter Meister, der mit Bestellungen überhäuft wurde. Seine bedeutendste Arbeit nach den Odysseelandschaften ward durch den Tod seines Freundes Genelli veranlaßt, dessen Künstlerleben er in einer friesartigen, überaus geistreich erkundenen und großartig edel gezeichneten Komposition darstellte. Noch einmal nach Italien zurückkehrend, schuf er dort und in Weimar unermüdet noch eine Menge schöner Kompositionen zur Bibel und zur Ilias, bis sich das Ermatten des Alters allmählich immer fühl-



Friedrich Preller auf dem Todtenbette.

Für das Dabeim gezeichnet von B. Wölke.

Neapel, in Sorrent und Capri begriff er erst ganz die Schönheit und Wahrheit der Odyssee und bevölkerte in Gedanken bekändig jene herrlichen Gestade mit ihren Gestalten. „Nicht jedes Stückchen Erde,“ sagt ein früherer Biograph Prellers in unserer Zeitschrift (V, 791), „an dem sich der den eugen Gassen entronnene Städter erfreut, ist dem Künstler interessant. Ihm sind vor allem die Gegenden lehrreich, die Hügel, Ebene und Berg, Vorder-, Mittel- und Hintergrund in klarem Zusammenhange erkennen lassen und ihn nöthigen, was er vor sich sieht, als ein Ganzes aufzufassen und wiederzugeben, indem jeder Theil durch den andern bedingt ist, keiner entbehrlieh, keiner willkürlich erscheint. Das macht freilich noch nicht die Schönheit aus, aber eine wesentliche Bedingung derselben; die italienische Natur wie keine andere führt den Künstler darauf hin: klar, bestimmt und verständlich liegt sie vor ihm, unverhüllt von Dunst und Duft, wie er der nordischen Ebene wohl ihren Hauptreiz verleiht; nicht in ein ahnungsvolles Dämmerlicht verjunct, sondern von einer leuchtenden Sonne umstrahlt und mit aller Pracht der Farben umkleidet.“ Eine solche Landschaft war es, in der Preller in Civano schöne arbeitsvolle Tage verbrachte. Nach Weimar heimgelehrt, erhielt er eine Stelle an der Kunstschule mit 150 Thlr. Gehalt; er ward ein kümmerlich gedrückter Zeichenlehrer, für dessen edel stilisirte italienische Studien man kein Verstandniß hatte. Da trat ihm Dr. Härtel, ein Leipziger Kunstfreund, fördernd entgegen, und für diesen führte er zum ersten Male (1832—34) seine Odysseelandschaften als Wandgemälde aus. Schätzung und Anerkennung fand er aber nur in den engsten Künstlerkreisen; das Erhabene, Heroische, was die Seele seiner Kunst ausmachte, lag der großen Menge fern. So theilte er, arm und ver-

barter machte. „Fast alljährlich,“ so schreibt uns Prellers Sohn, der Maler gleich dem Vater ist, „gebrauchte er die Kur in Karlsbad und erfrischte sich dann regelmäßig durch einen Aufenthalt in Armenau, das er in Erinnerung seiner Jugendjahre ganz besonders liebte, und wo er durch die Anwesenheit seines Sohnes, des Sanitätsrathes Dr. Preller eine behagliche Häuslichkeit fand; oder er kam nach Dresden, wo zahlreiche Freunde, wie der Bildhauer Hänel, Ludwig Richter u. a., seiner warteten, mit denen er dann die weltberühmte Galerie durchwanderte.“

Zu Jahre 1874 begann er sein letztes Werk; es sollte die Ilias gleich der Odyssee illustriert werden, doch entstanden nur vier Kohlenentwürfe. Nachdem er 1876 zum vierten Male Italien besucht, begann er an zwei größeren Delgemälden, ideale Landschaften, zu arbeiten, aber auch diese blieben unvollendet.

Pecht, sein Biograph, der in den „Deutschen Künstlern“ Prellers Leben schrieb, sagt von dem auch durch prächtige äußere Erscheinung auffallenden Manne: „Er war selber eine homerische Figur geworden, und man konnte sich den Laertes oder Nestor recht gut in der Gestalt des alten thüringischen Löwen denken, wenn er so mit der weisen Mähne und den dunkelglühenden Augen wie eine Erscheinung aus anderer Welt durch die moderne dahingog.“ Hat er jetzt die Schuld der Natur bezahlt, so wird ihm sicherlich auch die Nachwelt das Zeugniß geben, daß er die deutsche Kunst um eine ihrer schönsten und edelsten Leistungen bereichert, ihr ein fast völlig neues Gebiet, das der heroischen Landschaft, erobert habe, in das niemand eintreten kann, ohne sich mächtig gehoben zu finden.



schweren Fenstergardinen, die kleinen mit Kristallglas gezierten Wandleuchter angezündet worden. In dem blauen englischen Kamin, der als Schmuckstück der Wohnung in den großen Dien hineingebaut worden war, brannte ein helles Feuer, und um den Sopha Tisch herum, den ein goldbrochirtes türkisches Tuch bedeckte, standen an den frei gebliebenen Seiten hohe Lehnhühle und gepolsterte Sessel. Der Kasse wurde servirt, und während Wirth und Gäste um den Tisch her Platz nahmen, rückte sich von Meerheimb einen Doppelleuchter zurecht, bis er ihm eine bequeme Beleuchtung gab, und las dann: „Borodino“.

## XXXVII. Durch zwei Thore.

An die vortreffliche Schilderung der Schlacht bei „Borodino“ knüpften sich hundert Fragen, und von Meerheimb, während er diese Fragen beantwortete, blieb der Mittelpunkt des Kreises. Er erzählte von dem Marsche über das unangesehene, die entschlichsten Scenen bietende Schlachtfeld, von dem Einzug in Moskau, von ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, endlich von dem Aufgeben der verödeten und mittlerweile zu einer Brandstätte gewordenen Hauptstadt. Mit dem Wilde, das er von diesem Elend entwarf — eine Woche später war er verwundet worden — brachen seine Schilderungen ab. Es konnte dabei nicht fehlen, daß einzelner französischer Heerführer, Ney oder Marmonts, noch häufiger Murats und des Kaiserkrönigs mit wenig verhehlter Vorliebe gedacht wurde; aber die Verhältnisse lagen damals in Preußen und ganz besonders in seiner Hauptstadt so eigenthümlich, daß solcher Vorliebe ohne die geringste Besorgniß vor einem Anstoß Ausdruck gegeben werden konnte. Niemand wußte, wohin er sich politisch, kaum wohin er sich mit seinem Herzen zu stellen hatte, denn während unmittelbar vor Ausbruch des Krieges dreihundert unserer besten Offiziere in russische Dienste getreten waren, um nicht für den „Erbfeind“ kämpfen zu müssen, standen eben diesen Dreihundert, in dem Hilfskorps, das wir demselben „Erbfeind“ hatten stellen müssen, ihre Brüder und Anverwandten in gleicher oder doppelter Zahl gegenüber. „Wir betrachteten uns im weitestlichen als Zuschauer, erkannten deutlich die Vortheile, die uns und unserer eigenen nationalen Sache aus dem Siege Rußlands erwachsen mußten, und wünschten deshalb diesen Sieg, waren aber weitab davon, uns mit Kutusow oder Woronzow dergestalt zu identifiziren, daß uns eine Schilderung französischer Kriegsüberlegenheit, an der wir gewollt oder nicht gewollt, einen hervorragenden Antheil hatten, irgendwie hätte verletzlich sein können.“

Es schlug eben sechs, als von Meerheimb sich erhob, um den Beginn einer Opernvorstellung — die „Bestalin“ wurde gegeben — nicht zu versäumen. Als sich herausstellte, daß er seine Verabredung mit anderen Kameraden getroffen hatte, wurde beschlossen, ihn in die Vorstellung zu begleiten; nur Hansen-Orell und Lewin lehnten ab und schritten auf verschiedenen Wegen ihrer Wohnung zu.

Zu Hause fand Lewin alles hell und licht. Frau Huln mußte sich die Stunde seiner Rückkehr genau berechnet oder seinen Schritt auf dem Hausflur richtig erkannt haben, jedenfalls braunte schon die kleine grüne Stadtlampe auf seinem Schreibtisch und schien ihn zu sich einzuladen. Er ließ auch nicht lange auf sich warten, nahm Platz und warf einen Blick auf die Bücher, Blätter und Briefe, die noch ebenio lagen wie er sie am Vormittage, als er sich für das Jürgassche Frühstück rüstete, zurückgelassen hatte. Renatens Brief überlog er noch einmal, ohne daß sich der Eindruck sonderlich gesteigert hätte; es blieb wie es war; der äußere Schaden durfte neben dem inneren Gewinn nicht in Betracht kommen. Andererseits trieb es ihn auch wieder, seinen Gedanken, die das Sorgenvolle eines zweiten Brandunglücks innerhalb wenig mehr als Jahresfrist nicht verkennen konnten, womöglich eine freundlichere Richtung zu geben und die zur Hand liegenden Bücher sollten ihm dabei behülflich sein. Zu oberst lag noch immer der Band Herders. Als er ihn wieder aufschlug, fiel sein Auge auf dasselbe Lied, dessen Schlutzzeilen ihn am Vormittage so weh ums Herz gemacht hatten, und abergläubisch wie er war, sah er darin ein Zeichen von wenig guter Vorbedeutung. Er schloß verdrüßlich

das Buch, das ihm die Freudigkeit nicht geben wollte. Da klopfte es, und Frau Huln trat ein. Sie brachte den Thee. Er nickte zerstreut, Frau Huln, die ihn nicht stören wollte, suchte die Rückzugslinie zu gewinnen, und erst als sie die Thürschwelle schon in der Hand hatte, sagte sie: „Ach, da war auch der junge Schnatermann hier...“

„Von Lichtenberg?“

„Ja, von Lichtenberg. Er brachte eine Empfehlung von seinem Vater, und sie hätten morgen ein Dachsgraben in der Dalwiger Forst. Es kämen noch andere Berliner Herren. Ob der junge Herr auch vielleicht Lust hätte? Elf Uhr am Lichtenberger Weg.“

Lewin nickte.

„Das trifft sich gut; Donnerstag ist ein freier Tag. Beden Sie mich früh, Frau Huln.“

Und damit wünschten sie sich eine gute Nacht.

Lewin war zu guter Stunde auf, und da nur mäßige Kälte herrschte, so bedurfte es für ihn, der ohnehin gegen Wind und Wetter abgehärtet war, keiner sonderlichen Vorbereitungen, um sich für die Partie zu rüsten.

Der Weg bis zum Rendezvousplatz war nicht allzu weit und hielt sich vom Frankfurter Thore aus auf derselben Pappelallee, die Lewin auf seinen Besuchs- und Ferienreisen nach Hohen-Vieh ungesäumt Male passiert hatte. Er kannte bis nach Lichtenberg und Friedrichsfelde hin jedes einzelne Etablissement und verjaunte selten, wenn er an der „Neuen Welt“, einem vielbesuchten Vergnügungsorte, vorüberkam, ein Glas Bernauesches zu trinken und mit dem alten-blau-schürzigen Wirth, der immer selbst bediente, einen langen Diskurs zu halten. Heute gebot es sich aber doch, auf solche Diskurse, die leichter anzufangen als abzubrechen waren, Verzicht zu leisten, und so schritt er denn an dem Etablissement vorüber, vor dem eben ein mit zwei großen Hunden angeführter Brotwagen abgeladen wurde.

Er war noch kaum dreihundert Schritt drüber hinaus, als er auf dem breiten Fahrdamme, auf dem er Bequemlichkeits halber selber ging, einen ungeordneten Trupp Menschen auf sich zukommen sah, vierzig oder fünfzig, soweit es sich in der Entfernung abschätzen ließ. Es schien, daß auch er bemerkt worden war, denn der Trupp, sei es auf ein Kommandowort oder aus Antrieb jedes einzelnen, begann sich plötzlich militärisch zu ordnen, und Lewin, der nicht wußte, was er aus dieser Erscheinung machen sollte, trat auf die Seite, um die Näherkommen an sich vorbei zu lassen. Er hatte jedoch noch eine Weile zu warten, denn es waren keine reichen Fußgänger mehr, die da heran marschirten. Endlich ließen sich die vordersten deutlich erkennen. Sie trugen graue Mäntel sammt einem Gafte, und konnten auf den ersten Blick noch als eine uniformirte Truppe gelten, aber bei genauerer Musterung zeigte sich der ganze Jammer ihres Zustandes. Die Stiefel, so weit sie deren hatten, waren aufgeschnitten, um die verschwollenen Füße minder schmerzvoll hineinzuzwängen, und wenn der Wind den Mantel auseinander schlug, sah man wie die Gamaschen herabhängen oder völlig fehlten. Alles desolat. Ihre theils froststarrten, theils längst erfrorenen Hände waren in Tuch- und Zeuglappen gewickelt und von Wassen hatten sie nichts mehr als das Seitengewehr. Sie sahen nach Lewin hin und grüßten ihn artig, aber schein.

Nach dieser Infanterieabtheilung kam Kavallerie, Kürassiere, zehn Mann oder zwölf, die Reste ganzer Regimenter. Sie waren in besserem Aufzuge, hatten noch ihre weißen Mäntel, zum Theil auch noch die hohen Reiterstiefel, und trugen zum Zeichen, daß sie durch Mißgeschick und nicht durch Schuld ihre Pferde verloren hätten, die Sättel derselben über die eigenen Schultern gelegt. Einige hatten noch ihre Helme mit den langen Roffschweifen, und diese wider Willen herausfordernden Ueberbleibsel aus den Tagen ihres Glanzes gaben ihrer Erscheinung etwas besonders graufiges.

Den Schluß machte wieder Infanterie, die von einem am linken Flügel marschirenden Korporal, in zerklüftener, aber noch vollständiger Equipirung geführt wurde. Es war ein



großer hagerer Mann mit schwarzem Kinnbart und tiefliegenden Augen, unverkennbar ein Südfranzose. Lewin sah sich ein Herz, trat an ihn heran und sagte: „Vous venez...“ aber die Stimme verlagte ihn, und „de la Russie“ ergänzte der Korporal, während er die Hand an den Gafel legte.

Im nächsten Augenblick war der Trupp vorüber, ein Leichenzug, der sich selber zu Grabe trug. Lewin sah ihn minutenlang nach, und Empfindungen, wie sie seine Seele nie gekannt, durchwühlten ihn.

„Das sind sie, denen wir aufpassen und Fallen legen und die wir dann hinterrücks erschlagen sollen. Nein, Papa, das wäre schlimmer als den Schlaf morden, schlimmer als das Schlammste.“

Er hing seinen Gedanken noch eine Weile nach, dann wandte er sich wieder vorwärts, um das Rendezvous am Lichtbergeweg zu erreichen.

Aber er hielt bald wieder inne. Ein tiefes Mitleid überkam ihn, zugleich ein unendliches Verlangen, diesen Unglücklichen ein Rath, ein Hülfle zu sein, und Rendezvous und Schnatermann, Delwiger Forst und Dachsgraben leichten Herzens aufgebend, beschloß er, wieder in die Stadt zurückzukehren.

Der Vorprung, den der kleine Trupp gewonnen hatte, war nicht groß, und schon am Ausgang der Frankfurter Linden holte er die letzte Section desselben wieder ein. Er sah hier, daß viel Volks um die einzelnen her war, beruhigte sich aber als er wahrnahm, daß es meist Neugier und Theilnahme war, was sie begleitete. Nur einzelne Hoffesworte wurden laut; Hohn und Spott schwiegen. Er hielt sich deshalb zurück und folgte nur in einiger Entfernung dem Zuge, der erst über den Alexanderplatz in die Königsstraße, dann über den Schloßplatz in die Behrenstraße ging. Hier befand sich die französische Kommandantur, in deren großen Hof, nachdem sie zuvor leise gepöht, diese Rückzugsavantgarde der ehemaligen „großen Armee“ eingelassen wurde. Die Menge, die bald des Wartens müde wurde, verließ sich in die Nachbarstraßen.

Nur Lewin blieb. Er mochte eine Viertelstunde vor dem Hause auf- und abgeschritten sein, als die große Portalthür sich von innen öffnete und fünf von den weißmännlichen Kürassieren wieder auf die Straße traten. Die Sättel hatten sie in der Kommandantur zurückgelassen. Mit dem scharfen Auge, das die Noth gibt, erkannten sie Lewin sofort wieder, traten an ihn heran und hielten ihm fragend und bittend die Quartierbillets entgegen, mit deren Inhalt sie nichts anzufangen wußten. Lewin las die Fettel, die sämmtlich auf ein und dasselbe kaserneartige Haus am „Rondeel“, wie damals noch der jetzige Belle-Allianceplatz hieß, ausgestellt waren.

„Suivez-moi,“ sagte er, und trat rechts neben den vordersten. Sie folgten ruhig, ohne daß ein Wort gesprochen wurde.

Als sie den Wilhelmsplatz fast schon passirt und den Eckpunkt erreicht hatten, wo die Statue Winterfeldts steht, hörten sie kriegerische Musik, die, wenn das Ohr nicht täuschte, vom Potsdamer Thor oder aus der Nähe desselben herkommen mußte. Lewin, solchen Klängen nicht gut widerstehend, setzte sich in ein schnelleres Marschtempo, hielt aber wieder inne als er wahrnahm, daß es den ermüdeten Kürassieren schwer wurde, ihm zu folgen. Er wandte sich, wie um durch Freundlichkeit seinen Fehler wieder gut zu machen, an den unmittelbar neben ihm gehenden und sagte, mit dem Finger nach der Richtung hinweisend, von wo die Musik kam: „Entendez-vous?“

Und über die matten Zähne des Angeredeten flog ein Lächeln, und er antwortete: „Ce sont des clairons français!“

Mittlerweile waren sie bis an die Ecke der Wilhelms- und Leipzigerstraße gekommen und sahen vom Thore her, denn der Zug schien endlos, eine ganze französische Division im An-

marich. Die Musik schwieg eben, wahrscheinlich um Athem zu schöpfen; auf dem Bürgersteige aber, zu beiden Seiten der heranmarschirenden Kolonne, drängten sich dichte Volksmassen, ja waren theilweis weit voraus, um rascher nach dem Lustgarten zu kommen, wo, wie man wußte, Truppeneinzige und andere militärische Schaupiele abzuschließen pflegten. Lewin sammt seinen Schutzbefohlenen war unter einen Thorweg getreten und konnte den lauten Aeußerungen der dicht an ihm vorüberflutenden Menge mit Leichtigkeit entweichen, daß es die von Italien her frisch eingetroffene Division Grenier sei, was da jetzt in allem militärischen Komplex die Leipziger Straße heraufkomme. Er hörte auch, daß General Angereau, der Gouverneur von Berlin, der Division bis Schöneberg entgegen geritten sei, um sie feierlich einzuholen und den Berlinern in beherzigenswerther Weise zu zeigen, daß der Kaiser nach wie vor unerschöpfte Hilfsquellen und trotz Moskau noch immer Armeen habe.

Es waren immer dieselben Namen und Bemerkungen, die laut wurden; jetzt aber schwieg alles, denn die Spitze der Kolonne, General Angereau selbst, war heran, ein großer starker Mann mit Adlernase und durchdringendem Blick. Er trug die Uniform eines Marschalls von Frankreich. Die demontirten Kürassiere, als sie seiner ansichtig wurden, rückten sich zurecht, und einer, der ihn schon vom italienischen Feldzug her kannte, flüsterte den andern zu: „Voilà le Duc de Castiglione!“

Eine Suite von Ordnonanzoffizieren folgte unmittelbar, und erst als auch diese vorüber war, ließ sich die Front des an der Tete marschirenden Bataillons mit Deutlichkeit erkennen. Es war italienische junge Garde. Voran ein Tambourmajor, klein und mager, aber mit einem juchsfarbenen Schurrebart, der bis an die rothen Epauletten reichte. Fünf Schritt hinter ihm ein riesiger Mohr, nur mit Kopf und Hals über die hochaufgeschwallte Regimentspauke hinwegragend, und neben demselben ein vierzehnjähriger Hornist, ein bildschöner, und wie sich leicht erkennen ließ, von allen Weibern verhäßlichster Junge, der lachend und tofett seine weißen Zähne zeigte. Er trug ein kleines silbernes Clairon in der Rechten, und sah nach den Fenstern hinaus, um wahrzunehmen, ob er auch beobachtet werde.

Die Musik schwieg noch immer. Aber jetzt, keine dreißig Schritt mehr von der Wilhelmsstraßenecke entfernt, hob der Tambourmajor seinen Stod, warf ihn in die Luft und fing ihn wieder. Im selben Moment gab der Mohr einen Paukenschlag, und der kleine Hornist neben ihm setzte das silberne Horn an den Mund und schmetterte die Signale. Dann wieder ein Paukenschlag; das Clairon schwieg und die aus vierzig Mann oder mehr bestehende Regimentsmusik fiel ein. Im Geschwindschritt ging es vorüber; Sappens folgten, dann Grenadiere, und unablässig liefen Kommandoworte die lange Reihe der Bataillone hinunter.

Als Lewin sich nach seinen Gefährten umsah, standen sie abgewandt. Von ihrem alten Stolze war nichts übrig geblieben als die Scham über ihr Glend. Er wollte nicht sehen, was er nicht sehen sollte, und richtete deshalb sein Auge wieder auf die Kolonne, die jetzt mit dem letzten ihrer Bataillone desirte. Erst als auch dieses vorüber war, legte er seine Hand leise auf die Schulter des ihm Zunächststehenden und sagte: „eh bien, hâtons nous!“

So schritten sie, ohne daß weiter ein Wort gesprochen worden wäre, die Wilhelmsstraße bis nach dem Rondeel hinunter.

Als sie eine Viertelstunde später hier schieden, stellten sich die fünf Weißmäntel wie in Reih und Glied nebeneinander und legten salutirend die Hand an den Korb ihres Pallast. In ihrem Auge aber lag, was ein edles Herz am meisten erschüttert: der Dank des Unglücks. (Fortsetzung folgt.)

## Am Familientische.

### Ein geographisch-politisches Chamäleon.

Von H. Bernil.

Im vorigen Jahrhundert lag in Frankreich, inmitten der Vendée, am Fußchen Jon, das dem königlichen Hause der Bourbons gehörige alterthümliche Schloß La-Roche-Jur-Jon.

Das alte Gemäuer vermochte den mächtigen Wogen der Revolution nicht zu widerstehen, und unter dem ersten Kaiserreich wurde, um die erzkatholische, stets gährende und zum Aufruhr geneigte Vendée besser im Zaum halten zu können, auf den Trümmern des einstmaligen Königschlosses eine moderne großmächtige Kaserne erbaut und um diese herum



ein kleines Städtchen angelegt, welches sich nachmals zum Hauptort der Vendée emporschwang.

Und als die Allmacht und der Ruhm des siegkrönenden Imperators im Jemth ihres strahlenden Glanzes standen und die vergötterungs-süchtigen Franzosen in frischerer Demuth und in plumphen Schmeicheleien für den Gewaltigen weiterferteten, da fiel auch der gute alte Name La Roche-sur-Yon dieser Wanne zum Opfer und das Städtchen hieß hinfort Napoleon-Ville.

Als aber die Sonne von Anterlich zur Miße gegangen, als der ferne wogennbrandete Fels dem entthronten Kaiser zur letzten Ruhe-stätte geworden war und die entthront gewesenen Bourbons wieder den etwas wurmfürchtigen Thron ihrer Ahnen bestiegen hatten, da konnte man es doch dem höchst loyalen Ludwig XVIII und seinem noch viel loyaleren Bruder, dem frommen Grafen Karl von Artois, unmöglich zumuthen, in ihrem eigenen Lande und obenein in der königstreuen Vendée solch ein befähigtes memento mori, solch eine bleibende backsteinerne Verherrlichung des verhassten „fortsichen Thronränders“ zu dulden.

Schon bei Gelegenheit der ersten Restauration wurde deshalb Napoleon-Ville in Bourbon-Vendée umgetauft, und während der Hunderttage hatte der von Elsa wiedergekehrte Kaiser natürlich zu viele andere Dinge im Kopf, als daß ihm Waße genug geblieben wäre, um diese Nothaus schon wieder rückgängig zu machen. Es erlebte daher glücklich die zweite Restauration als Bourbon-Vendée und findet sich so bereits auf einer im Jahre 1818 bei Goujon in Paris erschienenen, von Brucé, Geographen Seiner königlichen Hoheit des Grafen Artois\* entworfenen Karte von Frankreich bezeichnet.

Doch auch die Tage der Bourbons in Frankreich waren beinahe durchgezogen!

Der junge Herzog von Orleans mandirte 1830 mit Hilfe des kleinen Thiers seinen theuren Vetter Karl X glücklich vom Thron herab und sich selbst als Ludwig Philipp hinauf. Aber der biedere Bürgerkönig hatte schließlich die Rechnung ebenfalls ohne den Wirt gemacht; nach achtzehn Jahren mußte er der Frau Republik weichen, und dieser wiederum war es kaum gelungen, ihre Existenz mühsam drei Jahre hindurch zu fristen, als sie eines Morgens fand, daß der Kesse, als Ase des Unles, sie über Nacht mittelst eines bedeutenden Aufwandes von Gold und Kartätschen in ein Kaiserreich metamorphosirt hatte — Geschwindigkeit ist keine Hexerei!

Dem Kessen als Kaiser behagte nun natürlich wieder seinerseits der royalistische Name Bourbon-Vendée nicht im mindesten; und da es ihm noch weniger, als seinen Vorgängern im Amt, an unterthänigen Geschöpfen fehlte, denen die schätzbare Gabe verliehen war, auch die leiblichen Wünsche ihres Götters schon von fern zu wittern, so dauerte es gar nicht lange, und Bourbon-Vendée war unverzüglich in Napoleon-Vendée verwandelt.

Aber da kam Sedan und der 4. September 1870. Die neu-erstandene Republik sah sich selbstredend bemüht, von dem verhassten vierten Namen der Stadt wieder auf den ersten zurückzugreifen, und so heißt letztere denn heute abermals, wie vor 80 Jahren, La-Roche-sur-Yon.

Wie lange sie diesen Namen führen und ob sie sich vielleicht noch einmal in Napoleon-Ville, oder Bourbon-Vendée, oder Napoleon-Vendée verwandelt wird — wer mag das sagen?

#### Ein Engländer über Elsaß-Lothringen.

Wir vernehmen gerne unparteiische Stimmen, welche über die deutsche Herrschaft im Reichslande reden und die Zustände dort objektiv beurtheilen. Ein solcher unparteiischer Zuschauer ist E. J. Capper, der in der „Times“ seinen Besuch in Elsaß-Lothringen erzählt, und dabei an das „Dahem“ anknüpft, dessen Kriegskorrespondent Max von Schlägel 1870 in der kleinen lothringischen Festung Bilsch gefangen sah. Capper war zu jener Zeit auch als Vertreter einer englischen Wohltätigkeitsgesellschaft in Bilsch und sah die Verwüstungen, welche die bayerischen Kanonen in dem Städtchen angerichtet hatten. „Die sieben Jahre, welche seitdem vergangen sind,“ sagt Herr Capper, „haben eine wunderbare Veränderung hervorgebracht — mit jener Zeit verglichen, war unser heutiger Besuch eine recht profanische Sache. Die Eisenbahnstation liegt gerade vor der Stadt, und eine deutsche Schildwache steht vor dem Thore. Alles athmet Frieden, und von den Spuren des Krieges ist nicht das geringste mehr zu sehen. Ein großer Theil der Stadt ist neu aufgebaut worden, doch hat sich das alte Hotel de Ville de Metz nicht verändert. Im Speisesaal, wo wir frühstücken, hängt noch das alte Bild „die Erkürnung des Malatoff“, und die einzige in die Augen fallende Veränderung sind die deutschen Offiziere statt der Franzosen. Der Wirt, ein kleiner Franzose, zuckt mit den Achseln, als ich ihn frage, wie er mit den neuen Zuständen zufrieden sei. Was sich aber nach dem Neuern der Stadt beurtheilen läßt, so ist sie in einem blühenden Zustande, und die Deutschen haben eine starke Garnison hierher verlegt. Als ich den steilen Weg zum Fort hinaufstieg, kamen die deutschen Truppen gerade zum Exerciren heraus; es waren prächtig aussehende Bursche. Das Innere des Forts, das 1871 in seiner ganzen Zerstörung vor mir lag, erkannte ich kaum wieder. Fest und hart standen die Kasernen da, und auch die großen Löcher, welche die Bomben und Granaten der Deutschen in die Mauern gerissen hatten, waren ausgefüllt.“

Als ich nach Metz kam, fand ich alles, Gefühl, Sprache, Manieren echt französisch; hat doch nur ein ganz speziell militärisches Interesse Deutschland veranlaßt, diese Stadt zu annektiren. Kurze Zeit nach der Annexion wurde es in den höheren Ständen Elsaß-Lothringens Mode, nur französisch zu reden, und etwas davon ist übrig geblieben, jedoch im Aussterben begriffen. Daß dieses Gefühl indessen nicht bloß auf die reicheren Klassen beschränkt bleibt, kann man aus dem folgenden Beispiel entnehmen. Ein alter Mann fuhr in einem Wagen dritter Klasse mit seinen Großkindern, das eine sechs, das andere zwei Jahr alt. Als ich ihn fragte, wie er mit dem neuen Zustande der Dinge zufrieden sei, antwortete er mit dem üblichen Achselzucken, und sagte mir mit Stolz, daß, obgleich er kein Wort französisch verstehe, doch sein sechsjähriges Entelchen recht gute Fortschritte in dieser Sprache mache. Ein Straßburger, der einen gut deutschen Namen trägt, und dessen Familie in der Geschichte dieser Stadt eine Rolle spielte, jagte mir: „Meinetwegen könnte die ganze Welt in Klammern aufgehen, wenn wir nur wieder französisch würden.“ Andere, die friedlicher gesinnt sind, meinen, daß die beiden Provinzen auf gutlichem Wege wieder an Frankreich kommen würden. Wer aber etwas von Deutschland weiß und die Gefühle des deutschen Volkes kennt, weiß wie vergeblich diese Hoffnung ist. Ein Herr, der mir 1871 in Metz bei meinen Liebeswerken sehr behilflich gewesen war, lud mich damals ein, in sechs Jahren wieder zu kommen, um der Belagerung von Metz durch die Franzosen beizuwohnen. Aber die sechs Jahre sind bereits verfloßen, meine französischen Freunde haben Metz verlassen, die starke Festung ist noch ungleich stärker geworden, und ein Drittel der Bevölkerung besteht aus eingewanderten Deutschen.

So viel ich beurtheilen kann, gibt es nur eine Chance, daß die beiden eroberten Provinzen wieder französisch werden können. Diese tritt dann ein, wenn das neue deutsche Kaiserreich jemals in moralischer Beziehung so corrupt wird, wie das zweite französische Kaiserreich; wenn seine Soldaten und leitenden Staatsmänner so pflichtvergessen werden, wie sie im Frankreich Napoleons III waren. Dann würden die mächtigen Festungswerke von Straßburg und Metz allerdings nichts helfen.

Ich bin bemüht gewesen, alles anzuführen, was die alte Loyalität gegen Frankreich in glühendem Lichte erscheinen läßt, muß aber auch gestehen, daß die Gemüther sich unter der neuen Regierung mehr beruhigen, als anfangs angenommen werden konnte. In jedem Jahre kehren Duzanten ins Elsaß zurück, weil sie die deutsche Herrschaft für permanent ansehen, und in diesem Jahre betrug ihre Anzahl allein schon 700. Und die Elsaßer Jünglinge, welche in der deutschen Armee gedient haben, helfen mehr als alles, die Wunde zwischen Alt und Neu fest knüpfen.

Die Gründung der Straßburger Universität war eine weise und staatsmännische That, und obgleich von den 700 Studenten die meisten aus Altddeutschland stammen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß diese Hochschule mehr und mehr auch die Elsaßer anzieht. Ich glaube, es wird keine Generation darüber hingehen, daß Elsaß zu einer der loyalsten Provinzen Deutschlands wird, wie es durch seinen fruchtbaren Boden, sein sonniges Klima, die malerische Schönheit seiner Berge und Thäler, den Fleiß und die Thätigkeit seiner Bewohner stets ein Juwel des kaiserlichen Diadems sein wird.

#### Himmelsfahrt.

Gen Himmel! klingt's in aller Welt,  
Es lodt und zieht nach oben,  
Seit unser großer Siegesheld  
Der Erde wieder entbunden.

Gen Himmel redt sich Baum und Strauch,  
Und jedes Gräschen hebt  
Sich hoch empor in milden Hauch,  
Der's frühlingsfrisch durchbebet.

Gen Himmel geht des Vögels Flug;  
Komm mit! erschallt sein Singen,  
Komm mit! von allem Lug und Terg  
Dich siegreich aufzuschwingen.

Gen Himmel! halt mein Herz zurück,  
Und mitten durchs Getümmel,  
Durch tiefes Weh, durch sel'ges Müd  
Schaut's sehnd auf gen Himmel!

D. Kolltor.

Inhalt: Sathanan, eine jüdische Bapstige. Von G. S. Händ-  
ler. — Die Eisberge im atlantischen Ocean. Mit Illustration. —  
Die Deutschen in Paris. II. — Die Tabaksfrage im deutschen Reich.  
Von Franz Rehring. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von  
Theodor Fontane. — Friedrich Preller. Mit Porträt von B. Wolpe.  
— Am Familientisch. Ein geographisch-politisches Chamaleon. Von  
K. Verwilt. — Ein Engländer über Elsaß-Lothringen. — Himmelsfahrt.  
Gedicht von D. Kolltor.



## Extranummer über das Attentat.

Der Wunsch, unsern Lesern die ersten authentischen Darstellungen über das Attentat so rasch als möglich zu bringen, hat uns veranlaßt, eine Extranummer auszugeben, welche neben der laufenden Abonnementsnummer am Freitag den 17. Mai zum Preise von 50 Pf. erschienen ist. Diese Nummer giebt eine so anschauliche und erschöpfende Darstellung des Ereignisses und hat eine so allgemeine Verbreitung in allen Theilen Deutschlands gefunden, daß wir auf eine nochmalige Vorführung in der heutigen Nummer verzichten und unsere Leser ersuchen, der Vollständigkeit halber die Extranummer, wo sie ihnen noch nicht von ihrem Buchhändler zugesandt sein sollte, nachzubeziehen. Dieselbe ist zu haben durch jede Buchhandlung, event. auch von der Unterzeichneten gegen Einzahlung von 50 Pf. in baar oder Marken.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Spitzer.

Deutscher Conferenzdeput.

Hind.

Altkamer.

Vor der Leipziger Universität. Nach dem Leben von J. Kleinmichel.



## Ein „akademisches Viertel“ vor der Leipziger Universität.

Es ist während des „akademischen Viertels.“ Eben hat die volle Stunde geschlagen. Wer es überhört haben sollte, wird durch das primitive Läuten der großen Gongorgelode daran erinnert.

Die Auditorien entleeren sich und füllen sich aufs neue. Auf den Gängen herrscht ein munteres Gehen und Kommen.

Draußen aber vor dem Universitätsgebäude sammelt sich am Eingangsportale eine plaudernde, rauchende, promenirende Studentenmasse, die sich das Viertelstunden zu Rufe macht, um frische Luft zu schöpfen, mit Commilitonen sich zu unterhalten.

Ciao, caro mio, ruft jener Studio einem andern zu, der den Leffner Hut nach dem Hinterkopf geschoben, den lombardischen Kurzmantel um die Schultern geschlagen herbeikommt. Der Italiener erwidert heiter den Gruß und Nandtschlag.

A mas ver esta noche, amigo, verabschiedet sich dort mit feiner fast weiblicher Stimme ein schwarzäugiger Sohn Südamerikas, der Medicin studirt, von einem jungen deutschen Freund, der ihn zum Augusteum begleitet hat. Die Freunde geben sich ein Rendezvous für den Abend in der Spanischen Weinstube.

Aus dem Hofe des Augusteums tritt ein schlanker Ungar in die Hausflur, Freude leuchtet aus seinen dunklen Augen. Er erhielt eben auf dem Postamt ein Stipendium ausbezahlt, wie er einem ihn entgegenkommenden starren Oesterreicher, dessen Heimath an der Militärgrenze ist, erzählt. Várátom, du kannst dich freilich freuen, Komu Bog onimá i soi svoei (wen Gott liebt, den lieben auch seine Heiligen) heißt es im croatischen Sprichwort.

Mit einem „Ssa wasche starowjo“ trinkt weiter unten am Café français ein Roskowitz einem vorübergehenden Landsmann, der sich ins russische Seminar begibt, in Kohlenstaub zu.

Der mit dem Neg dort ist ein christlicher Araber vom Libanon, den das grausame Nubad, das die Trusen angerichtet, zur Waise gemacht hatte. Ein deutscher Orientalist, der Beirut besuchte, nahm den Knaben mit nach Deutschland, ließ ihn auf deutschen Schulen erziehen, und nun studirt er in Leipzig die Heilkunde, um sich als Arzt seinem Vaterlande nützlich zu machen.

Noch von weiter her kam jener zartgebaute tiefgebräunte junge Mann mit der soletten seidnen Tunica ohne Kragen. Es ist ein Reform-Hindu, der in Edinburgh Humaniora studirt und dann sich zu naturwissenschaftlichen Studien nach Leipzig gewandt hat.

Jene Gruppe ist eine kosmopolitische „Studentina“, die selbst auf dem fünften Welttheil, aus Australien, ein Mitglied aufzuweisen hat. Zwei Hamburger, ein Russe und ein Engländer von der australischen Colonie Victoria, fanden sich zusammen und studirten gemeinschaftlich philosophische und aesthetische Disciplinen neben ihren Fachcollegen. Der Australier ist musikalisch, er setzte daher die von dem einen Hamburger gebildeten sechs Studententier in Musik und ließ sie im Stich erscheinen. Der andere Hamburger gab unlängst seine Doctorchrift über das Altbulgarische heraus, und jener andere hantelantische Rufensohn erwarb sich außer dem medicinischen noch den philosophischen Doctorhut mit einer Schrift über den Stoicismus als Liebergang zum Christenthume.

So schwirrt es und flingt es in der Studentenschar in allen Jungen durcheinander, die alma mater Lipsiensis erscheint als eine Art akademisches Babel. Ein Firmench würde in Leipzig seine Studien über die deutschen Mundarten bereichern können. Sind doch alle Stämme deutscher Nation vertreten, von Nord und Süd, vom Aufgange bis zum Niedergange von den Preußen in erster Linie angefangen, bis zu den Walbedern, Neußen u. den Lippischen herab sind Studirende aller Fächer in die Leipziger Matrifel eingetragen. Mit einer imposanten Zahl treten Preußens Söhne auf die

Scene. Von den Reichsangehörigen, die in Leipzig studiren, bilden sie die Mehrzahl.

Sogar die Sachsen aus dem Königreiche stehen ihnen an Zahl nach. Rächst den 1145 Preußen und 998 Sachsen kommen in meinem Zwischenräume 560 Studirende aus 20 verschiedenen Staaten des Reiches, darunter die Bayern, 75 an der Zahl, die Württemberger, 70, Baden und Württemberg, je 25. Aus dem Großherzogthum Sachsen und aus den sächsischen Herzogthümern studiren 131 Landesfinder auf der Universität der albertinischen Linie.

Aber besonders charakteristisch für Leipzig ist die starke Frequenz der Hochschule durch wirksame Ausländer aus Europa und den übrigen Welttheilen. Die europäischen Staaten außerhalb des Reiches stellen ein Contingent von 254 Studirenden, voran Oesterreich-Ungarn mit 71, Rußland mit 61, die Schweiz mit 49 Rufensöhnen. Reine die beiden europäischen Kaiserstaaten gleich thun es die Nordamerikaner, indem sie 67 Studirende nach Leipzig schicken, die meist in der philosophischen Facultät immatriculirt sind. Canaba im Norden, Mexico, Chile, Brasilien, Bolivia, Columbia im Süden sind außerdem durch Studirende, meist angehende Mediciner, vertreten. Asien stellte der theologischen und wissenschaftlichen Facultät zwei Hindier und einen Japanesen, Afrika zwei Studirende der Medicin.

Das ganze deutsche Reich hatte auf 21 Hochschulen im Wintersemester 1877/78 eine Gesamtziffer von 17863 immatriculirten Studirenden aufzuweisen. Auf Leipzig kamen davon 3036, auf Berlin 2834, auf München und Breslau 1360 und 1253. Reichsangehörige waren darunter in ganzen 16554. Preußens zehn Universitäten stellten dazu 8318, Bayern (Erlangen, München, Würzburg) 2559, Baden (Freiburg und Heidelberg) 633, Sachsen und die thüringischen Herzogthümer, Hessen, Elsaß, Mecklenburg und Württemberg auf ihren 6 Hochschulen noch 5024.

Besonders bemerkenswerth ist dabei die Thatsache, daß auf den letztgenannten Universitäten (Leipzig und Jena, Gießen, Straßburg, Hoftock und Tübingen) zusammen 2674 Reichsangehörige, die nicht Landesfinder sind, studiren, ferner daß auf den bayerischen Hochschulen 357 Nichtbayern aus dem Reich inscibirt erscheinen, während auf den zehn preussischen Hochschulen nur 700 Reichsangehörige, die Nichtpreußen sind, in Baden endlich 356 Nichtbadener aus dem Reich studiren. Jenen 700 „Reichsländern“, die in Preußen studiren, stehen aber auf den 11 nichtpreussischen Hochschulen über 2500 auswärts immatriculirte Preußen gegenüber\*).

Ueber Leipzig gab es im spätern Mittelalter einen lustigen Spruch, der verschiednen lautet. Am häufigsten kommt er in den Quellen vor wie in folgender Form:

„Wer von Jena und Leipzig kommt ohne Weib,  
Von Wittenberg mit gesundem Leib,  
Von Helmstedt ungeschlagen,  
Der hat von großem Glück zu sagen.“

Wittenberg verwarbte sich gegen das Paremium in einem lateinischen gelehrten Programm, das Dr. Christian Gottfried Etengel 1737 drucken ließ. Leipzig hat den Spruch nicht angeworfen. Warum auch? Sind doch Sachsens frühe Landesdichter ebenfalls im Volksmunde sprichwörtlich geworden und statuirten nicht jenes Wort offenbar zugleich eine rühmliche Ausnahme von einem anderen deutschen Sprüchlein, das da lautet:

„Eine Studentendraut  
wird selten getraut.“

N. W. W.

\* Leipzig zählt deren 1145, Würzburg 346, Straßburg 235, Tübingen 147, Jena 144, München 143, Heidelberg 134, Freiburg 99, Gießen 63, Erlangen 55.

### Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.



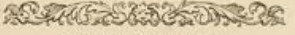
Alteutscher Witz und Verstand.  
Es ist Adams Abergelk, die Schuld auf Ander schieben.  
(Vn. Lehmann, um 1610.)

#### Alteutscher Witz und Verstand.

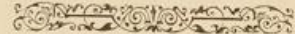
Reime und Sprüche  
aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Für Liebhaber eines keitigen Sinnes in ungekünstelten Worten.  
16. Preis 4 M., in feinstem Liebhaberhalbfrauz 7 M.  
in Schwelmeder 8 M.

Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.



Alteutscher Witz und Verstand.  
Man soll nicht Vertraute im Gundeckel suchen.  
Kinder soll man strafen, daß der Apfel bei der Ruthe sei.  
(Luthen.)



Alteutscher Witz und Verstand.  
Schnellich Angecht ist bald Zugemelt.  
(Hambur, 1610.)

#### Schwank und Scherz

aus  
dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte,  
Zusammengestellt vom Verfasser des „Alteutscher Witz  
und Verstand.“

16. Preis 4 M., in feinstem Liebhaberhalbfrauz 7 M.  
Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.



Alteutscher Witz und Verstand.  
Es meint jede Frau,  
Ihr Kind sei ein Pflu.  
Selig ist der Mann,  
Der Grendeloch entzaffen kann.  
(Vn. Lehmann, um 1610.)